

Anneliese-Ora Borinski Erinnerungen
1940-1943

Einleitung

Vorliegende Erinnerungen sind vor nun 25 Jahren niedergeschrieben worden.

Sicher gibt es dramatischere Erlebnisse aus diesen Zeiten, und sie sind auch von anderen in künstlerisch wertvollere Form festgehalten worden.

Diese Aufzeichnungen haben nie den Anspruch auf schriftstellerischen Wert erhoben. Sie dienten vor allem drei Zwecken:

Mir zu helfen, der Erlebnisse dieser Epoche etwas besser Herr zu werden, –

Rechenschaft den verantwortlichen Menschen unserer Jugendbewegung über das Schicksal unserer Gruppe abzulegen, –

Und das Andenken unserer Gefährten, die unterwegs umgekommen sind, nicht verlöschen zu lassen.

Wenn ich heute die Möglichkeit hätte, noch einmal zu schreiben – würde ich vielleicht über andere Erlebnisse und in anderer Form schreiben.

Aber eines ist gewiß: heute wie damals ist alles, was geschrieben wurde

gewidmet

dem Andenken

unserer Chawerim.

Ora Aloni-Borinski
Kwuzat Maayan-Zwi
Februar 1970, Israel

»Kräuterkommando«
(Brennesseln-Sammeln)

Und auch in diesem Jahr
blüht wiederum der Flieder
und weiße Bäume stehn
auf lichtem Grün,
am Graben findest du
die ersten Veilchen wieder –
da kannst du diesem Traum
dich nicht entziehen:
Du bist ganz frei!
Freier als je zuvor.
Und du besitzt noch alles,
was jeder von uns nun verlor. –
Da liegst du so am Wiesenhang –
vielleicht bist du ganz allein,
oder möchtest du lieber
den Sommertag lang
mit dem Mann, den du lieb hast,
dort sein –
du träumst
und hast grad
ein neues Stück Glück entdeckt,
als dich jäh die Kommandostimme weckt.
Du stolperst zurück in deine Reihe
und weißt, daß du nun Gefangene bist.
Und du wunderst dich,
wie schnell sich noch immer
solch ein trostloses Dasein
vergißt.

Auschwitz, Mai 1943

Chanukka 1943. – Der letzte Abend. Vor dem Schlafengehen sind schon die Lichtstümpfchen, die wir auf unserer Menorah¹, ein Brett aus einem Bett, mit Garnrollen darauf gestellt, entzündet hatten, verloschen. Alles schläft, von draußen hört man in regelmäßigen Abständen die Schritte der Posten, ab und zu ein Bellen der Hunde, ab und zu einen Schuß. – Und jetzt habe ich ein neues Licht zu hüten. Wir haben es gemeinsam entzündet, wir sieben Chaweroth², die übrig geblieben sind. Wir haben beim Anzünden ganz leise das »Schirat Hanoar« gesungen, das Lieblingslied von Alfred. Und jetzt halten wir Wache, lösen uns gegenseitig ab in dieser Nacht, die für uns immer dem Andenken unseres Chawers³ Alfred Selbiger geweiht sein wird, die Nacht nach dem letzten Tage Chanukkah. Wir haben eine Decke vor das Licht gehängt, und nun ist man ganz abgeschlossen von all dem, was dort draußen ist – so weit entfernt von dieser Wirklichkeit des KZ Auschwitz, daß man fast vergißt, wie vorsichtig man sein muß mit diesem Licht. Es könnte ja die Blockälteste kommen, oder gar die Aufseherin. Aber ich denke nicht daran. – Nach dem Anzünden habe ich den Chaweroth noch einmal das Gedicht gesagt, das uns Arno Nadel damals schrieb:

Oh, unauslöschlich unsrer Tränen Fluß!
Man sagt es leicht: Er stand, ein Held, vorm Schuß!

Ein Menschenantlitz, tief von Ihm erdacht!
Ein Menschenhirn, aus Seinem Hirn gemacht!
Ein Isaak, ein Gedalja, – unvergeßlich!
Ein Opfer, unserm Schmerze unermesslich!
Schwört Brüder, nimmer feiern, nimmer rasten!
Und einen sechsten Tag im Jahre fasten!

Nadel, – dieser alte, kindlich-gläubige, jüdische Dichter-Maler-Musiker –, kannte Alfred, kannte uns, wußte, wie wir an Alfred hingen, und schickte uns, nachdem wir die Nachricht von Alfreds Ermordung bekommen hatten, diese Zeilen. Und nun sitze ich allein bei meiner Wache und denke zurück.

Es war das letzte Chanukkah, vor einem Jahr, das noch die ganze Chewrah³ in Neuendorf zusammen begangen hatte. Aber es gab keine rechte Feststimmung – um uns herum war überall Unruhe, Hetze, Angst. Bekannte, Freunde, Eltern wurden evakuiert, jeden Tag fast kam eine neue, beängstigende Nachricht aus Berlin. Und nun seit ein paar Tagen diese Ungewißheit über Alfreds Schicksal. Immer in den letzten Monaten mußte man Angst um ihn haben, immer wieder wurden die Menschen, die in der Reichsvereinigung arbeiteten, zur Evakuierung gebracht. Aber im Grunde hofften wir doch, daß ihm nichts passieren konnte. Er war so ruhig und so sicher. Und von einer unglaublichen Lebenskraft. Man konnte auch zur Beruhigung jeden Tag einmal anrufen in der Kantstraße und ein paar Worte mit ihm sprechen. Auch damit er wußte, daß man da draußen, auf der Insel, an ihn denkt. – Bis eines Tages, so am Anfang Dezember, der Bescheid kam: »Herr Selbiger ist nicht zu sprechen.« Zuerst ein kleiner Schreck. Dann sagte man sich: Er wird eben eine Sitzung haben. Aber am nächsten Tag

wieder derselbe Bescheid. Vielleicht ist er krank, ist zu Hause geblieben. Und am dritten Tag: ja sicher, er ist krank. – Aber warum schreibt er nicht, warum gibt keiner der Chawerim in Berlin Nachricht? Sie müssen doch wissen, daß wir unruhig sind. – Anruf aus Skaby: Habt Ihr etwas von Alfred gehört? Anruf nach Paderborn: Habt Ihr etwas von Alfred gehört? – und endlich aus Berlin, vorsichtig nach dem Code, die Mitteilung, daß Alfred seit vier Tagen von der Gestapo verhaftet ist. Mit ihm noch eine Anzahl Mitarbeiter der R. V., zwanzig sind es im ganzen. Sie werden wohl im Polizeigefängnis auf dem Alexanderplatz sein. Vielleicht wird man sie von dort aus evakuieren, vielleicht wird man auch . . ., nein, ausgeschlossen, Alfred kann nichts passieren. So schreibt man beruhigende Karten nach Berlin, an Sonja, die ja so unmittelbar am meisten leiden muß, – an Eka, Alfreds Frau. Jetzt lastet die ganze Arbeit und alle Verantwortung auf Sonja. Und wir sitzen da draußen, können nichts helfen, nur hoffen und abwarten. Und in dieser Stimmung begehen wir Chanukkah. Es ist diesmal kein Fest der Freude und der Lichter. Am letzten Abend sprechen wir über die alten Ahrensdorfer Menorah. Jede Gruppe, die von Ahrensdorf aus zur Alijah⁴ gegangen ist, hat einen Teil davon mit nach Erez⁵ genommen. Den letzten hatte Alfred für uns aufgehoben. Vielleicht werden wir ihn nicht mehr bekommen können. – Dann müssen wir selber, so wie wir hier stehen, letzter Teil des Leuchters sein. Das ist wieder ein Gewicht mehr zu den Verpflichtungen, an denen wir zu tragen haben. Und die uns tragen. Drei Tage später kam die Nachricht, daß Alfreds Eltern und seine Frau in das Sammellager »Große Hamburgerstraße« bestellt seien. Zur gemeinsamen Evakuierung? Ein kleines Atemholen. Und einen Tag später

wissen wir, daß der Transport abgegangen ist, ohne Alfred. Arme, arme Eka – damit muß ihr Leben eigentlich schon aufgehört haben, denn sie lebte nur für Alfred, durch Alfred. – Und seine Mutter hatte Tag für Tag, jede Stunde, bei jedem Klingeln an der Tür, gerufen: Er kommt! – Aber er kam nicht zurück. Zwölf von den zwanzig Inhaftierten kamen mit zur Evakuierung, die acht übrigen wurden anscheinend erst nach Sachsenhausen geschleppt und dann dort – oder in Lichterfelde – erschossen. Unter ihnen war Alfred. – Wir bekamen die Nachricht einige Tage später, – fast zugleich auch einen Brief von den Chawerim¹ in Berlin, der ein einziger Schrei war, – und einen offiziellen Anruf der R. V. – Wir rufen unsere Chewrah zu einem Mifkad⁶ zusammen, wir summen nur leise das »Schirat Hanoar«, – keiner kann sprechen, es ist auch nicht nötig. Man gibt sich nur die Hand. Wir haben nie den richtigen Tag der Ermordung erfahren, – für uns ist es der Tag nach Chanukkah, an dem wir das Jahrzeitlicht zünden. – Noch jetzt ist es wieder da, so eindringlich wie in diesen ersten Tagen, ein monotones, schnell wiederkehrendes Signal, fast wie das Pausezeichen irgend einer Sendestation, – das in meinen Kopf einhämmert, weil es alle Sinne einfach nicht fassen können: Alfred ist ermordet worden! Sonja schreibt uns aus Berlin von dem Jiskor⁷, den sie dort gemacht haben, ihre Schrift ist in ein paar Tagen ganz krank geworden. Sie haben ihm das Wort nachgerufen: »Im eschkachech jerschala⁸jim, tischkach jemini«. Das hatte sein Leben erfüllt und während ich jetzt Wache halte, weiß ich, daß ich dieses Wort meinen Chaweroth weitergeben werde als Lösungswort für diese Nacht.

Warum ist Alfred eigentlich nicht zur Alijah gegangen? Nur, weil er wußte, daß er diese Arbeit, die er einmal be-

gonnen hatte, in Deutschland zu Ende führen mußte – gleich, wie das Ende aussehen würde. – Es gab keinen Menschen mehr, keinen, der Persönlichkeit genug war, um diese Stelle auszufüllen. Er selbst hat zwar immer gesagt: Jeder Mensch ist zu ersetzen, aber er sah immer, wie die ganze Arbeit konzentrierter und konzentrierter wurde, immer weniger da waren, die diese Last auf sich nahmen. (Denn es war Last und später auch Gefahr. Er war sich sicher sehr klar darüber, trotz seines so ruhigen und sicheren: »Mir kann nichts passieren!«) Es gab auch keinen, der diese Haltung den Behörden gegenüber hatte, wie er, und dabei diese immer wieder neu zu bewundernde persönliche Wärme jedem einzelnen Chawer gegenüber. – Er war ein älterer Bruder uns allen, und auch die Chawerim, die das erste Mal bei ihm waren, staunten, wie leicht man ihm alles erzählen konnte! – Was war sein Zimmer in der Meinekestraße doch für eine Quelle von Ruhe, von Geborgensein – wenn man ihm so gegenüber saß. Da kamen die Herren der Behörden und er trat ihnen sehr überlegen entgegen. Und wenn sie fort waren, da wurde aus diesem so imponierenden Alfred auf einmal ein kleiner Junge, der mit den Glas- und Holztierchen, die auf seinem Schreibtisch standen, Zirkus spielte. – Er spielte auch noch mit ihnen, als die Meinekestraße schon aufgelöst war und er in einem sehr dürftigen Zimmerchen der Kantstraße in der R. V. saß. Aber er sah sehr blaß und übermüdet dabei aus. Ringsherum krachte bereits alles. Wir baten und flehten, er solle zu uns nach Neuendorf kommen, die Zentralarbeit aufgeben. Es sei zu sinnlos, diese Gefahr auf sich zu nehmen. Denn man war dort draußen doch verhältnismäßig sicherer. Nein, meinte er, – solange ich die Möglichkeit habe, hier zu bleiben, muß ich es tun! Ich muß auf meinem

Posten sein, und der ist hier, inmitten des Elends. – Dabei hatte er auch persönlich gerade in den letzten Jahren das starke Bedürfnis nach dem Leben in einer Chewrah. Nie habe ich ihn so heiter und fast glücklich gesehen, wie in den vier Tagen, die er zu Schawuoth⁹ 1941 in Ahrensdorf war. Unsere Chewrah dort war damals klein, die meisten waren schon vorausgegangen nach Neuendorf. Wohin wir alle nach der Auflösung von Ahrensdorf gehen mußten. Es waren herrliche Sommertage. Wir lagen von morgens bis abends auf dem »Tomatenberg« in der Sonne, spielten Grammophon, sangen und erzählten uns. Und Alfred mit-ten darin. Wenn er nicht gerade Lust hatte, auf einem alten, halbkaputten Fahrrad den Waldweg bis zum Hühnerstall hin- und herzugondeln, oder, wenn er glaubte, daß es kei-ner merkt, im Garten ein bißchen die Rüben zu hacken. Und jeden Abend, wenn es dunkel wurde, saß er mit uns zusammen und sang. Er hatte so seine Lieblingslieder, »Piccolomini« z. B. Aber wenn es noch dunkler wurde, dann kamen »unsere« Lieder und wir zündeten eine Kerze an (allseits ein wenig beschämt lächelnd über diese Sorte von Romantik) und rutschten von den Stühlen herab auf den Boden und »wir kauern wieder um die heiße Glut!« – Und später, wenn die Jüngeren schlafen gegangen waren, schmiedeten wir Pläne für die Zukunft. Alfred wünschte damals, daß man Ahrensdorf als Kibbuz¹⁰ halten könnte. Eine ganz kleine Chewrah von Älteren, zu denen Eka und er gehören sollten, müßte dort leben, solange bis der Krieg zu Ende sein würde. Und er wußte doch sehr gut, daß er nicht von seinem Platz und Posten in Berlin weggehen würde. Er blieb, auch als unsere ganze Chewrah dann in Neuendorf war, so wie wir es damals gemeinsam formu-lierten: »Alfred Selbiger, Chawer der Chewrah Neuendorf

auf Außenarbeit«. Und war uns immer: Rosch Hanhagah unseres Bundes, Maskir des Hechaluz.¹¹ –

Wie sehr Alfred an Ahrensdorf hing! – Als es am 1. Oktober 1941 dem ursprünglichen Besitzer zurückgegeben wurde, kam er am Vorabend heraus. Er kam spät, wir stellten das Essen zurecht, – aber ich konnte ihn nirgends finden. Erst, als ich zum Hof hinuntergehen wollte, entdeckte ich, daß er oben auf der obersten Stufe der Freitreppe, die von der Küche herunterführt, ganz still saß. Als er mich sah, sagte er mir: »Komm, setz Dich her.« So saßen wir da, lange Stunden. Er erzählte mir von dem alten Ahrensdorf, wie es ausgesehen hatte bei Ha Wi und bei Martin Hirsch. Dann waren wir wieder lange still – und ich spürte, er nimmt Abschied von vielem.

Und nun fällt mir jene andere Nacht wieder ein, als er herausgekommen war, es mag im März 1941 gewesen sein, um der Chewrah in einem Mifkad vom Schicksal der S.H. 7¹² zu erzählen. Auch damals sind wir in der Nacht lange schweigend nebeneinander hin- und hergegangen.

Seltsam, wie weich dieser große, starke Mensch war. In Paderborn war ein Chawer beim Holzfällen von einem Baum erschlagen worden, ein Chawer, Harry Ardel, den jeder gerne hatte. Wir wußten noch nichts davon.

Zwei Wochen hintereinander war Alfred bei uns über das Wochenende. Jedesmal sagte er, wenn er kam: »Ich muß Dir noch etwas Besonderes sagen.« Wenn ich ihn danach fragte, meinte er: »Wenn ich fortfahre!« Als ich ihn beim Abschied daran erinnerte, sagte er: »Nächste Woche sage ich's Dir bestimmt!« Und zuletzt, als ich ihm keine Ruhe mehr ließ, sagte er: »Geh zu Eka, sie wird es Dir erzählen.« Und Eka erzählte mir dann von Harrys Tod und wie sehr Alfred darunter litt. –

Der Lichtstumpf ist fast heruntergebrannt, ich muß einen neuen an ihm anzünden. – Es ist auch Zeit, ich muß die nächste Chawerah wecken. Die Flamme ist jetzt wieder ganz klar. Ich gebe Dein Losungswort weiter, Alfred, wir werden es Dir gut hüten!

Im eschkachech jeruschalajim, tischkach jemini!

Es gibt sehr viel von der Arbeit und dem Leben, das wir in den letzten Jahren geführt haben, zu erzählen. Nicht etwa, weil es für die Allgemeinheit besonders wichtig wäre – aber ich glaube, daß man einen Rechenschaftsbericht ablegen muß. Das heißt, daß ich, weil ich wohl die einzige bin, die übrig geblieben ist und Euch jetzt erreichen kann, Euch, den verantwortlichen Chawerim, Rechenschaft ablegen muß über das, was mit unseren Menschen geschehen ist. Es kann kein erschöpfender Überblick werden, ich habe auch noch nicht die Ruhe, die zu einer geordneten Darstellung nötig wäre, – ich kann nur versuchen, das, was mir eben einfällt, aufzuschreiben. Und ich bin dankbar dafür, daß Ihr da seid, Chawerim, und daß ich weiß, diese Blätter werden in Eure Hände kommen. Ihr werdet mit um all das Schwere wissen, das wir in den letzten Jahren getragen haben. Dieses Bewußtsein, daß ich einmal vor Euch treten muß, um Euch zu berichten über die Verpflichtung, die wir eingegangen sind, hat mich in diesen Jahren aufrechterhalten und vorwärts getrieben. Daß wir diese Verpflichtung nicht so erfüllen konnten, wie es nötig gewesen wäre, das lag daran, daß unsere Kräfte zu schwach und die Umstände – oder das Schicksal – mächtiger waren. – Wir haben vieles nicht gesehen, was wir hätten sehen müssen! Mancher wäre vielleicht gerettet worden, wenn wir nicht so blind gewesen wären. – Aber wie groß auch unsere Schuld sein mag, eines ist sicher und Ihr werdet das auch glauben: was immer wir

auch taten oder unterließen, es geschah im festen Glauben an die Richtigkeit unseres Weges und um der Reinhaltung unseres Zieles willen.

Die Chawerim des Merkas¹³, Alfred und Ludwig, sind tot. Kurt und Sonja sind nicht mehr zu finden. Herbert ist irgendwo in Deutschland. Die Madrichim¹⁴ von unseren drei letzten Chewroth des Hechaluz in Deutschland, Paderborn, Neuendorf und Steckelsdorf, sind tot oder verschollen. Ich bin die einzige, die zu Euch sprechen kann und ich muß es in ihrer aller Namen tun. Es ist eine große und schwere Aufgabe, aber Ihr, Chawerim, werdet mir helfen durch Euer Verstehen.

Es war im September 1940. Die S.H. 7 war fortgegangen, mit ihr von den Chawerim des Merkas Hans Wendel, Erich Frank, Heinz Schwersenz. – Wie schon vorher, noch mit ihnen gemeinsam besprochen, übernahmen damals die Arbeit in Berlin neben Alfred: Kurt Silberpfennig (für die religiösen Chaweroth), Ludwig Kuttner und Herbert Growald. Daneben Sonja. – Für Ludwig war das damals ein ungeheuer schwerer Entschluß. Er mußte sein Leben in der Paderborner Chewrah aufgeben und nach Berlin gehen. Das bedeutete für ihn auch Trennung von seinen beiden Kindern, an denen er überaus stark hing. Es war eine Moezah¹⁵ in ganz engem Kreis draußen bei uns in Ahrensdorf, als diese Dinge beschlossen wurden. Ludwig sträubte sich mit seiner ganzen Energie und aller Redegewandtheit gegen diese neue Situation. Aber die Chawerim stellten ihm so eindringlich vor, daß er diese Arbeit in Berlin übernehmen müsse, um Alfred zu unterstützen, bis er mit Tränen in den Augen zustimmte.

Damals konnte noch keiner von uns übersehen, mit welcher Schnelligkeit sich die Ereignisse weiter entwickeln würden

und daß alle Beschlüsse, die wir faßten, in ganz kurzer Zeit wieder umgestoßen sein würden. Man konnte zwar noch nichts übersehen, aber man mußte immerhin ahnen, welcher Katastrophe alles Geschehen zustrebte. Aber da man sehr hilflos war und in diesem kleinen Bezirk kaum etwas tun konnte, blieb nichts anderes übrig, als die Arbeit weiter so zu machen, als wenn es für alle Ewigkeit wäre. Es gab eben nirgends Sicherheiten, auch im Negativen nicht. Man mußte hoffen, solange es nur ging. Heute weiß ich, welcher Fehler diese »als ob«-Politik gewesen ist – aber es ging darum, unseren Chawerim in all dem Trubel und der einstürzenden Welt, die sie umgab, das Gefühl eines sicheren Punktes zu geben. Darum hieß die Parole immer wieder: »Es hat sich nichts bei uns geändert!«

Mit welcher Ernsthaftigkeit damals die Frage des Anschlusses an die R.V. diskutiert wurde. Es wäre vieles verwal- tungsmäßig einfacher gewesen, man hätte stärkere Ein- flußmöglichkeiten gehabt – aber wir wollten so ungern etwas von unserer Selbständigkeit aufgeben. So versuchte man, solange es irgend ging, diesen Anschluß aufzuschie- ben. – Die letzte größere, gemeinsame Veranstaltung war ein Seminar in Berlin für ungefähr sechzig jüngere und ältere Chawerim, ich glaube über sechs Wochen. – Man tarnte es damals als Umschulungslehrgang. – Das war Februar–April 1941. Damals mußte man schon eine Form der Zusammenarbeit mit der R.V. finden, die von beiden Seiten in einem Vertrag festgelegt wurde, – denn die äußeren Umstände erlaubten keine eigene Arbeit des Palästina- Amtes mehr, das ja bis dahin den Hechaluz legalisiert hatte. – Alfred wurde in die Personenabteilung des R.V. eingegliedert, Ludwig und Herbert in das Schuldezer- nat.

Noch einmal ein letztes Aufflackern des offiziellen jüdischen Lebens in einer verhältnismäßig groß angelegten Ausstellung »Jüdische Arbeit«, zu der die einzelnen Umschulungsbetriebe der R.V. reichliches Material geliefert hatten, vor allem auf handwerklichem Gebiet. Der Hechaluz hatte eine große Koje für sich, mit Modellen der einzelnen Hachscharah-Kibbuzim¹⁶ und einer Reihe von ausgesucht schönen Bildern von Erez.

Und dann ging es sehr rasch mit der Auflösung der jüdischen Institutionen. – Der R.V. wurden sehr starke finanzielle Beschränkungen auferlegt. Man mußte sich klar werden darüber, daß uns von dieser Seite kein Beitrag mehr zu der Erhaltung der Hachscharah-Kibbuzim geschickt werden konnte. Die Umschulungsbetriebe, Ort usw. durften nicht mehr bestehen. War das nun auch das Ende der Hachscharoth? War es jetzt vielleicht »Punkt zwölf Uhr«? Auf jeder Moezah während des letzten Jahres hatte man sich die Frage gestellt: Wann wird es soweit sein? Und jedesmal haben wir sie uns selbst wieder beantwortet: Noch nicht, es ist erst fünf Minuten vor zwölf. Und so gut diese Versicherung auch damals gewesen sein mochte, am Ende war es doch verpaßt, als es nun wirklich zwölf Uhr war. – Und dabei waren wir uns vollkommen bewußt, daß wir mitten in so etwas wie einen historischen Augenblick hineingestellt waren. Immer wieder hatte Alfred uns gesagt: Chawerim, wir erleben Geschichte, und wir müssen bestehen! Darum werden wir auch unsere Hachscharoth nicht vollkommen aufgeben! Wir werden alles versuchen, um auch die äußeren Bedingungen für eine chaluzische Arbeit zu halten. Vielleicht können unsere Chawerim mit im Arbeits-einsatz an den Reichsautobahnen bauen? Es wird sehr schwer sein, aber die meisten sind bereit. Allerdings gab es

damals doch auch schon eine ziemlich harte Auseinandersetzung bei den Älteren in Winkel und Skaby – die sich nicht sofort dazu bereit erklärten, als diese Frage aufgeworfen wurde und die Hadrachah¹⁷ von ihnen verlangte, daß sie sich auch theoretisch für eine Trennung von ihren Chewroth und ihren Chaweroth bedingungslos entscheiden müßten. Auf Grund dieser Diskussion wurden eine ganze Anzahl von Chawerim aus dem Hechaluz ausgeschlossen, andere traten von selber aus. –

Diese Fragen waren wirklich nur theoretische gewesen, denn in der Praxis mußte man eine andere Lösung zur Erhaltung der Kibbuzim finden. Und man fand folgende: die Hachscharah-Kibbuzim, die dazu fähig waren, sollten versuchen, sich dem Arbeitseinsatz zur Verfügung zu stellen (etwas später wurden doch alle Betriebe dazu gezwungen) und sich von dem Verdienst selbst zu erhalten. Diese Arbeit konnte allerdings nur von den Älteren und den Kräftigsten der Ju-Al¹⁸ geleistet werden und nur dort, wo die Lage und der Aufbau des Kibbuzes die Voraussetzungen zu einer solchen Umstellung boten. – Man mußte sehr stark unter den Chawerim wählen, jeder einzelne mußte sich vollkommen bewußt sein über die Schwere und Tragweite des nun einzuschlagenden Weges. – Alles mußte sehr schnell entschlossen und bearbeitet werden, damit man die Behörden vor eine Tatsache stellen konnte. – Nach den verschiedenen Um- und Einordnungen im Laufe der Sommermonate des Jahres 41 ergab sich dann folgende Situation:

Die Chawerim sind hauptsächlich in drei Punkten gesammelt: 1. In Paderborn mit Ludwig Kutter als Rosch Hadrachah die Chawerim des Kibbuz Meuchad¹⁹. – Sie sind im Arbeitseinsatz der Stadt Paderborn hauptsächlich mit Müllabfuhr und Straßenreinigung beschäftigt. – Außerdem gibt

es dort eine kleine Gruppe Chawerim des M.H.²⁰ Im ganzen mögen es vielleicht 150 Menschen dort sein. 2. In Steckelsdorf mit Kurt Silberpfennig als Rosch Hadrachah die Chawerim sämtlicher religiöser Richtungen. Sie arbeiten z. T. in der Landwirtschaft des Betriebes, z. T. in optischen Fabriken. Auch hier vielleicht 150 Chawerim. (Ich muß diese Zahlen ganz ohne Anhaltspunkte schreiben, es ist möglich, daß ich mich täusche.) 3. In Neuendorf, neben der eigentlichen Belegschaft, die R.V.-Umschichtler sind, und einer Gruppe aus Schneidemühl evakuierter Menschen, die man vorläufig, dank der Initiative Martin Gersons, vor einem Weitertransport nach dem Osten durch Unterbringung im Gut retten konnte, – die Chawerim der drei Ju-Al-Kibbuzim des M.H. (Ahrensdorf, Havelberg, Jessen). Dazu einige Jüngere des Meuchad aus Schniebinchen und dem Beth Noar Hamburg. Im ganzen vielleicht achtzig Chawerim. Betriebsleiter ist Martin Gerson, sein Stellvertreter Herbert Growald, Madrich der Chewrah. Man arbeitet zum Teil in der Landwirtschaft des Gutes und im Haus, z. T. auf Außenarbeit beim Bauern, bei Gärtnern und in Fabriken der Stadt Fürstenwalde.

Außer diesen drei großen Chewroth gibt es noch einen Rest der ehemaligen Winkler, die in Gut Winkel für den Betrieb arbeiten und einige Chawerim in Skaby. – Im Laufe der nächsten Monate treten aber in Winkel auch die restlichen Chawerim aus dem Hechaluz aus. Aus Skaby kommen erst einige Ältere nach Neuendorf, etwas später gibt es dort so arge Konflikte, daß bis auf die Madrichim alle aus dem Hechaluz ausgeschlossen werden. In Polenzwerder arbeiten einige Chawerim in einer Eisenspalterei, und dann gibt es noch drei junge Chawerim in Templitz, die ein ganz intensives Chewrahleben dort führen. – Das mögen im ganzen

noch einmal 20 bis 25 Chaluzim sein. Nun haben wir noch einen Kreis von vielleicht dreißig Chawerim, die sich in Berlin getroffen haben. Zum Teil Ältere, die aus Familien- oder Arbeitsgründen mit Zustimmung des Merkas von der Hach-scharah in die Stadt zurückgehen mußten, zum Teil Chawerim der Alijah-Schule. Sie treffen sich regelmäßig mit Alfred und Sonja, später wird allerdings alles sehr erschwert.

Von außen wird der Druck immer stärker. Die ersten Juden aus Stettin sind bereits im Februar 1940 evakuiert worden, ein halbes Jahr später die Badenser nach Gurs gekommen. Damals hatten wir alle einen Tag gefastet. Die Ruhe danach war nicht von Dauer. Ende September 1941 werden die Breslauer Juden in Lagern zusammengefaßt. Der »Judenstern« erscheint! (Wir haben, als wir zum ersten Mal unseren gelben Fleck mit Stolz trugen, einen feierlichen Appell gemacht.) Man darf nur noch mit besonderer Genehmigung seinen Aufenthaltsort verlassen. Für jede noch so kleine Fahrt bedarf es einer besonderen Bewilligung. Und wir arbeiten weiter – »es hat sich nichts geändert«. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Chewroth sind enger als je. Man fühlt sich, ohne die eigene Einstellung verwischen zu wollen, miteinander verbunden in einem gemeinsamen Wollen: zu überstehen! – In einer gemeinsamen Sehnsucht: nach der Verwirklichung! – Berichte über die Tarbut-Arbeit²³ gehen von einer Chewrah zur anderen, Anregungen und Pläne, Ausarbeitungen von Onegim²⁴. Ab und zu kann einmal der eine oder andere zu Besuch kommen und man eine Art von Moezah improvisieren. – Es gibt viele Dinge zu besprechen: Wie wird eine Evakuierung aussehen? Gibt es für uns eine Verpflichtung der jüdischen Gemeinschaft gegenüber? Werden wir nicht dadurch, daß

wir jünger, stärker, hoffnungsvoller sind, die Alten stützen können? Sollen wir uns freiwillig melden, um mit einzelnen Transporten mitzugehen? – Aber man kann nichts übersehen. Man wird abwarten. Man wird die Geschehnisse an sich herankommen lassen. Man soll nicht vorgreifen wollen – aber man wird sich auch nicht entziehen, wenn die Aufgabe an einen herantritt. – Für uns ist es immer noch fünf Minuten vor Zwölf!

Da draußen, in den Kibbuzim, ist man in Anspruch genommen von der, in diesem Maße doch ungewohnten, körperlichen Arbeit, von dem daneben nicht zu kurz kommen sollenden Tarbutprogramm, und von den Schwierigkeiten, die, trotz allen guten Willens, die Verschmelzung der verschiedenen Gruppen mit sich bringt. – So kommt es, daß man, abgesehen von den gelegentlichen Aussprachen über die Zukunft, nicht allzuviel mit dem Geschehen der Umwelt beschäftigt ist. – Und daß man, bei den selten gewordenen Besuchen in Berlin, nachher, wenn man wieder zurückkommt, das Gefühl hat, als lebe man auf einer Insel.

Ich weiß heute nicht mehr genug von dem Leben der einzelnen Chewroth, um Euch darüber berichten zu können. Ich kann nur versuchen, Euch von unserer Chewrah in Neuendorf zu erzählen, und wie wir von dort aus die Entwicklung draußen miterlebten.

Die ersten Chawerim waren aus ihren früheren Kibbuzim im Mai 1941 nach Neuendorf gekommen. Sie hatten es in jeder Beziehung schwer. Schwere Außenarbeit beim Bahnbau, Kabellegen, – schwere Arbeit für die Chaweroth vor allem in der Landwirtschaft. Ein sehr deutliches Mißtrauen der alten Belegschaft, das bis zu ziemlich unangenehmen Auseinandersetzungen führte, den »Zionesen«, wie man die

Chawerim zu nennen pflegte, gegenüber. Zudem mußte die Chewrah ja auch unter sich erst ins reine kommen – die einzelnen kamen doch mit recht verschiedenen Voraussetzungen. Außerdem kamen noch immer Chawerim dazu, da ja die alten Güter nicht von einem Tag auf den anderen aufgelöst werden konnten. – Herbert hatte eine sehr schwierige Stellung als Madrich und stellvertretender Betriebsleiter. Es gab immer Reibereien mit dem Betrieb, auch Gerson stand uns damals noch ablehnend gegenüber. Neben Herbert war Hawo Cohn, oder Seew, wie er sich jetzt nannte, als Madrich aus Jessen mitgekommen und ich kam im Oktober, nach der endgültigen Auflösung und Übergabe von Ahrensdorf, dazu. Inzwischen waren auch die letzten Chawerim, die man noch erwartet hatte, eingetroffen – und die Chewrah konnte sich langsam konsolidieren. – Die meisten befanden sich damals im Alter von 16 bis 18 Jahren, es gab ungefähr zehn, die älter waren, aber nach einem kurzen Versuch, eine gesonderte Älterenchewrah zu bilden, ordneten sich alle gleichmäßig ein. Wir hatten die Chewrah in drei Gruppen aufgeteilt, die zeitweise von einem älteren Chawer, zeitweise von uns drei Madrichim geführt wurden. – Am stärksten und positivsten wird unser Leben von den beiden palästinensischen Chaweroth beeinflusst, – die aus dem Internierungslager entlassen waren und von Schniebinchen aus mit nach Neuendorf gekommen waren. Chanah und Brachah und vor allem auch Brachahs Tochter Nira waren für uns täglich neu spürbare Verbindung zu Erez. Alles an ihnen war ursprünglich und echt: Chaweroth!

Um diese Zeit mußten wir uns mit der »Frage der Eltern« grundsätzlich auseinandersetzen. Immer mehr von unseren Chawerim bekamen die Nachricht, daß ihre Eltern die

Aufforderung bekommen hätten, sich für einen kurzfristigen Termin zur Evakuierung bereit zu halten. Und fast alle Eltern erwarteten, daß die Kinder mit ihnen zusammen gehen würden. Man konnte damals nicht übersehen, hatte auch keinerlei Nachrichten darüber bisher erhalten, ob man Jüngere und Ältere trennen würde, oder ob die Familien zusammen bleiben könnten. – Wir entschieden: Der Chawer bleibt bei seiner Chewrah. Es kommt darauf an, so lange als möglich den Zeitpunkt der Evakuierung hinauszuschieben. Die Hachscharoth im Arbeitseinsatz waren vorläufig noch einigermaßen gesichert. – In der Chewrah war jeder einzelne, auch wenn es zur Evakuierung kommen sollte, wichtig als Stütze des Ganzen. – Die Chewrah mit einem einheitlichen Willen bot mehr Garantie dafür, daß man sich auf unserem Weg würde durchsetzen können. Der einzelne, noch dazu beschwert um die Sorge um seine Eltern, würde zu leicht verloren gehen. – So ungefähr waren die Erwägungen, die uns zu der prinzipiellen Entscheidung brachten. Selbstverständlich gab es Fälle, in denen wir gemeinsam mit den betreffenden Chawerim entschlossen: Ja, mit den Eltern mitgehen! – Wenn es z. B. nur einen Elternteil gab, vielleicht noch krank dazu, und die menschliche Verpflichtung über das normale Maß hinaus ging. – Gingen Chawerim aber entgegen dem Willen der Chewrah und des Merkas mit den Eltern, – dann wurden sie aus dem Bund und aus dem Hechaluz ausgeschlossen. Eine ungeheuer harte Maßnahme, die uns aber durchaus nötig erschien. Die Chawerim aber, die mit den Eltern im Einvernehmen mit der Chewrah gingen, wurden am Morgen, bevor man zur Arbeit aufbrach, verabschiedet. – Unvergeßliche Minuten, jedesmal von neuem wieder erschütternd, für alle, die je mit in diesem Kreis gestanden sind. Alle in Arbeitsklei-

dung, schon mit Mänteln und Jacken, stand man, die Arme um die Schultern des Nachbarn gelegt – ein paar Worte, dann sang man: Be schalom! – Dann wurde ein Stück vom Degel²⁵ abgerissen, das der Scheidende mitnehmen sollte. (Wir hatten in Neuendorf die drei Degalim von Ahrensdorf, Havelsberg und Jessen; es war das alte Ahrensdorfer, das unter die einzeln fortgehenden Chawerim verteilt wurde.) Dann ein letztes: Chasak²⁶, ein letzter Händedruck an jeden einzelnen im Kreis! – Schon mußte man sich eilen, um rechtzeitig zur täglichen Arbeit zu kommen. – Wie grau diese Morgenstunden waren!

In diesem Jahr schien uns Chanukkah mehr denn je ein Fest des Kampfes. Wir bereiteten es sehr sorgfältig vor, das half uns, uns stark auf jüdische Geschichte zu konzentrieren. Außerdem taten wir es gemeinsam mit einigen Menschen der allgemeinen Neuendorfer Jugendgruppe und mit den Agudisten²⁷, die auch dort eine kleine, für sich geschlossene Gemeinschaft bildeten. Wir stellten ein buntes Bilderbuch zusammen, das unter dem Titel »Kämpfer« Szenen aus der ganzen jüdischen Geschichte zeigte, in denen sich Juden in irgend einer Weise gegen ihre Umwelt zum Kampfe stellten. – Am Schluß erhob sich spontan der ganze Saal, erstmalig in der neueren Geschichte Neuendorfs, um die Hatikwah²⁸ zu singen. – Auch später kam es natürlich noch ab und zu zu kleineren Differenzen zwischen uns und den anderen, aber im Grund hatten die »Zionesen« sich durchgesetzt.

Kurz nach Chanukkah geschah etwas, was unser Chewrah-Leben überaus stark beeinflusste. Die beiden Chaweroth, Chanah und Brachah, die schon so lange gehofft hatten, daß sie noch einmal in ihre Heimat, nach Erez, zurückkehren könnten, und schon fast nicht mehr glaubten, daß es während des Krieges eine Möglichkeit dazu geben könnte, be-

kamen eines Morgens einen telefonischen Anruf. Sie sollten sich bereit halten, in einigen Tagen würden sie abfahren. Außer ihnen noch einige der übrigen Palästinenserinnen, die in Deutschland interniert waren und nun im Austausch gegen Kriegsgefangene über Wien nach Hause gebracht werden sollten. – Man hatte ihnen schon einige Male ähnliche Hoffnungen gemacht und im Grunde wagten weder sie noch wir, daran recht zu glauben. Dann aber konnten sie innerhalb weniger Tage alle Formalitäten erledigen und der Termin zur Abreise war festgesetzt. – Am Vorabend traten wir zu einem Mifkad zusammen. Unmöglich in Worten auszudrücken, welches Gefühl uns dabei erfüllte! Nach all den langen Monaten, in denen es nur so bittere, fast hoffnungslose Abschiede gegeben hatte, nun zum ersten Male ein Abschied in dem Bewußtsein; es gehen Chaweroth in ihre Heimat! In ihre Heimat, die Erez Israel ist. Sie können dort weiterarbeiten, sinnvolle Arbeit leisten. – Und sie werden die Erinnerung mitnehmen an uns, die hier auf beinahe verlorenem Posten stehen und doch glauben, einmal ihnen folgen zu können. Sie werden Brücke sein zwischen uns und den Chawerim drüben, im Land. Wir sagen ihnen zum Abschied das Wort, das die tägliche, ungeliebte Arbeit wachgerufen hatte:

Jeder Griff in fremde Erde
Schmerzt die Hände,
Schmerzt das Herz.
Jeder Stich in fremde Erde
Lenkt die Seele heimatwärts!
Weil wir immer noch
Gläubig vertrauen:
Daß wir einmal doch

Eignes Land bebauen,
Eigne Saaten säen,
Eigne Maaten mähen,
Eigne Ernte schauen!

Was aber sollen wir ihnen als deutlich sichtbares Symbol mitgeben für unsere Chawerim dort? Damit sie wissen, daß wir sie nicht vergessen haben – und damit wir die Gewißheit haben, sie können uns nicht vergessen? – Wir überlegen nicht lange, auf einmal ist die Antwort da, so selbstverständlich. Es gibt gar nichts anderes. – Und während wir alle im feierlichen Viereck stehen, vor uns die Degalim, (das eine ist arg verletzt, so viele Teile sind schon mit scheidenden Chawerim hinausgewandert), schneidet Herbert aus dem zweiten Degel das Herzstück heraus, unsere Lilie, und übergibt es Chanah, daß sie diese Botschaft den Chawerim von uns mitbringen soll. – Wir singen die Tikwah und die Siu Ziona²⁹ – und danach marschieren alle hinaus. Ich bin sicher, auch Chanah und Brachah werden diesen Augenblick nicht vergessen haben. – In die Schneelandschaft zieht Glied um Glied der Chewrah, singend, blau-weiß gekleidet, voll Jugend und Kraft, – bis sich zum Schluß alles in einer brausenden Hora vereinigt. – Als die Chaweroth am nächsten Morgen aufbrachen, sind wir traurig, weil unserem Leben etwas fehlen wird, – aber wir sind glücklich, daß wir nun diese Verbindung zu Erez haben. – Und als wir nach Wochen von Nathan die Nachricht bekommen: »Chanah ist mit dem kleinen Degeli gut angekommen«, da wissen wir, daß es noch eine Kraft mehr gibt, die uns hinüberzieht.

Das alltägliche Leben geht weiter. – Immer mehr Chawerim müssen sich von ihren Eltern trennen. Die meisten der El-

tern haben sich nach persönlicher Rücksprache, oder, wenn das nicht möglich war, durch Briefe der Kinder und durch Briefe der Madrichim überzeugen lassen, daß es für ihre Söhne und Töchter besser sein würde, in der Gemeinschaft zu bleiben. – Ihnen gegenüber haben wir die Verpflichtung übernommen, nach besten Kräften für die Chawerim zu sorgen. Und vertrauend haben sie das Opfer gebracht, zu verzichten. – Und wieder muß ich hier sagen: Wie groß auch unsere Schuld sein mag daran, daß nicht mehr gerettet wurden – was wir taten oder unterließen, geschah immer im festen Glauben an die Richtigkeit unseres Weges und um der Reinhaltung unseres Zieles willen!

Wir sagten: Nein! – als zum ersten Male die Frage an uns herantrat, ob die Chawerim, die die Möglichkeit dazu hätten, versuchen sollten, illegal zu leben. Man dürfte sich dem jüdischen Schicksal nicht entziehen, – man müßte – im Rahmen der Gemeinschaft – Stütze für die anderen sein. Und außerdem wußte man, daß für jeden Juden, der verschwand, Funktionäre der Gemeinde zur Rechenschaft gezogen wurden.

Wir dachten, – das muß ich hier noch einmal ausdrücklich sagen, – wir dachten bis zum Augenblick, als wir selbst das KZ Auschwitz betraten, – daß Evakuierung zwar aller-schwerste Arbeit, allerstrengste Entbehrungen jeder Art bedeuten würde, denen vielleicht der eine oder andere er-liegen müßte – aber wir haben nie geahnt, daß die Evaku-ierung gleichbedeutend war mit fast sicherer Vernichtung.

Die Stimmung der Chewrah war überaus belastet durch die dauernden Abschiede von Eltern, durch das Gefühl des einzelnen, diese Menschen hilflos verlassen zu haben. Wir haben aus dieser Stimmung heraus am Chamischah assar b 'schwat, am jom hazofim³⁰, das feierliche Versprechen

abgelegt, daß jeder von uns, wenn er in das Land kommt, auf den Namen seines Vaters und seiner Mutter einen Baum pflanzen wird. – Ich weiß, daß wir Übriggebliebenen dieses Versprechen auch für die, die nicht mehr da sind, erfüllen müssen.

Das alltägliche Leben geht weiter. Wir müssen doch damit rechnen, daß auch wir in absehbarer Zeit zur Evakuierung kommen werden. Man muß sich also vorbereiten, nicht nur innerlich bereit zu sein, auch äußerlich alles so gut wie möglich einzurichten. Von Paderborn schickt Ludwig statt des sonst üblichen Tarbut-Planes ein Programm, nach dem sie dort die Ausrüstung vorgenommen haben. Wir geben unsere Überlegungen und Erfahrungen hinzu – dann beginnen wir mit der intensiven Vorbereitung. Zuerst stellen wir einige Chawerim und Chaweroth zu einer sogenannten »Ordnungsgruppe« zusammen. Sie haben spezielle Kurse in Erster Hilfe, müssen Listen von allen mitzunehmenden Dingen aufstellen und ähnliches. Unsere Diskussionen gehen über Themen wie: Wenn in meinem Rucksack nur noch sehr wenig Platz ist, nehme ich dann eher ein Paar Socken mehr oder ein Buch mit? – Diese Dinge sind alle höchst unwichtig. Ich erzähle eigentlich nur davon – denn sie werden noch unwichtiger, wenn man die spätere Entwicklung kennt und weiß, daß alle praktischen Vorbereitungen so ganz überflüssig gewesen sind, – um ein wenig die Atmosphäre spürbar zu machen, in der wir damals lebten. Bei allen Versuchen, uns in unsere eigenste Arbeit zu vertiefen, gab es durch die äußere Notwendigkeit diese dauernde Unruhe, dieses ungesunde, angespannte »Bereitsein«, – denn was wünschten wir alle im Herzen sehnächtiger, als daß uns noch eine Frist und immer wieder eine neue Frist bleibe. – Wir schliefen damals nicht viel. Am Tage schwere körper-

liche Arbeit bei Bauern, an der Bahn, in Gärtnereien, abends die Vorbereitungen, mit Nähen hauptsächlich, – in der Nacht lange Gespräche in der Maskiruth³¹, die erwogen und wieder erwogen und am Ende doch darin gipfelten, daß man sich sagte: Wir können nicht viel tun, wir müssen abwarten und hoffen und glauben. – Ich weiß viele Nächte, in denen wir Älteren so sorgend durch das Gut gingen:

Komm mit! Wir wollen noch einmal
Nächtlich das Haus umgehen.
Der Mond steht hinter den Wolken,
Kaum ein Baum ist zu sehen.

An der Wand der Baracken
Streifen wir sacht vorbei,
Vielleicht, daß dem Schlaf der Freunde
So ein Wächter sei.

Ist auch ihr Schlaf heute fest noch,
Führn ihre Träume sie weit . . .
Braucht es doch nur zu rufen
Und wir stehn bereit.

Bereit zu dem unübersehbaren
Weg, der uns zugedacht.
Heut schlafen sie fest, und sie träumen . . .
Spät ist es schon. Gute Nacht.

Und wieder spüren wir, da alles zusammenbrechen will
um uns herum, die Sehnsucht nach einer engen Verbindung
mit den Chawerim »draußen«. Wie dankbar wir ihnen für
jedes Zeichen sind. Es ist eine immer neue Sicherheit, die das

Bewußtsein gibt: Es sorgen sich Chawerim mit um Euch. – Wir stehen mit vielen jetzt in einem – wenn auch durch die äußeren Umstände in jeder Beziehung stark eingeschränkten – Briefwechsel.

Diese Namen und Adressen der Chawerim nahm jeder Chawer als sichersten und unantastbaren Besitz mit – und später im Lager waren sie uns ein Unterpfand dafür, daß wir sie und uns wiederfinden müßten. Ganz abgesehen von der unermesslichen Bedeutung, die die Post, die wir aus Schweden und von Nathan bekamen, für unser Starkbleiben hatte. – Ganz abgesehen von der mir immer wieder unfassbar scheinenden Wirklichkeit, daß ich diese Blätter schreiben darf in der schönsten Gegend der Schweiz, mit dem Blick, wenn ich eben nur den Kopf hebe – auf den Neuchâtel See, mit den Gebirgszügen dahinter, – und daß diese Blätter durch Nathans Hand zu Euch kommen werden. – Aber das gehört schon nicht mehr – oder noch nicht – hierher.

Kurz vor Pessach 1942 wird uns mitgeteilt, daß in zwei Wochen ein Teil der Belegschaft des Gutes evakuiert werden soll. Und nun geht das Überlegen wieder los: Was werden wir tun, was wird mit uns geschehen? Soll die Chewrah sich geschlossen melden, wenn einige Chawerim betroffen sind? Soll man einzelne Gruppen aufstellen? – Aber das sind Rechnungen mit lauter Unbekannten, man muß abwarten.

Die Listen kommen. Am Abend werden sie feierlich verlesen. Es sind die Namen der Schneidemühler und aller Staatenlosen oder ehemaligen Polen. Von uns sind sechs Chaweroth dabei. – Man wird sie nicht reklamieren können. Die Chewrah beschließt, daß eine Gruppe von Chawerim, auch

vier bis sechs, die sich freiwillig melden werden, mitgehen sollen. Es melden sich weit mehr. – Am nächsten Morgen wählen wir sorgfältig aus, die stärksten der Chawerim – aber es müssen auch genug tragende für die übrige Chewrah dableiben – und die, die persönlich starke Beziehungen zu den betreffenden Chaweroth haben. Und doch wissen wir, Madrichim und Waad³², noch nicht, ob wir diese freiwillige Meldung erlauben dürfen. Wir erwägen, noch einmal zusammen mit allen Chawerim, die Möglichkeiten. Die Evakuierungsgruppe mit den Freiwilligen ist vollkommen fertig ausgerüstet. – Am nächsten Morgen, dem ersten Pessachtag³³, sollen sie aufbrechen. – Da bringt ein Anruf von Alfred die Entscheidung: Es darf keiner freiwillig mitgehen! Der letzte Abend, an dem die ganze Belegschaft beisammen ist. Einer der Schneidemühler gibt den Seder³⁴. – In die Lieder der Hagadah hinein kommen die Anordnungen aus dem Büro, wie die Rucksäcke gezeichnet sein müssen, welche Papiere noch zu unterschreiben sind, in welcher Reihenfolge der Abtransport vor sich gehen wird. – Die Lastautos kommen schon an. – Grausam nahe ist das Fest für uns geworden. –

Die Nacht über sitzen wir noch mit unseren Chaweroth zusammen. Martin Gerson kommt zu uns hinüber. In den vergangenen Monaten hat er uns gut genug kennen gelernt, um zu wissen, was es für die Chaweroth bedeutet, von den übrigen getrennt zu werden. Er verspricht, seinen ganzen Einfluß – und der ist nicht gering – aufzubieten, um von der Gestapo wenigstens vier der Mädels wieder frei zu bekommen. – Eine wird ihre Eltern auf dem Transport treffen, und der andern hat man gesagt, daß sie zu ihrem Vater, der bereits vorher ausgesiedelt wurde, kommen soll. Damals glaubten wir auch wirklich, daß es solche Möglichkei-

ten gäbe. – Am Morgen fahren die Lastwagen mit dem Transport fort. Martin fuhr mit bis Frankfurt a. O., wo alle gesammelt werden sollten. – Nach zwei Tagen kam er zurück mit ungefähr zwölf Menschen, die er reklamieren konnte, unter ihnen waren auch unsere vier Chaweroth. – Eine unbeschreibliche Freude! Vor allem auch darüber, daß die Chawerim, die sich freiwillig gemeldet hatten, nicht mitgegangen sind – man hätte unmöglich so viele reklamieren können. –

Nach diesem kurzen Atemholen gehen die Vorbereitungen weiter. Nicht mehr so intensiv, denn das Wichtigste ist getan – jetzt fordert wieder die tägliche Arbeit ihr Recht. Aber diese andauernde Aufbruchstimmung bleibt, auch wenn wir in unserem Inseldasein nicht so unmittelbar von dem Geschehen der Außenwelt betroffen werden. Noch ein Jahr werden wir in dieser Spannung leben, bis auch wir unseren Rucksack, der schon so lange gepackt steht, auf die Schulter nehmen müssen. Aber das wissen wir ja noch nicht, und man muß von Woche zu Woche auf den Marschbefehl warten.

In Berlin ist das Leben sehr schwer geworden. Die Chawerim dort können sich nur unter großen Schwierigkeiten treffen. Aber noch haben die Hauptaktionen nicht eingesetzt und aus dem näheren Kreis fehlt noch keiner. Am 16. Mai hat Alfred Geburtstag, und Seew und ich fahren hinüber. Auch das mit Schwierigkeiten, wir bekommen Fahrtgenehmigung nur für kurze Zeit und wenn wir eine ärztliche dringende Vorladung haben. – Alfred sitzt in seinem kleinen Zimmerchen in der Kantstraße, er sieht sehr müde aus – aber er strahlt, so voll ist der Tisch vor ihm mit all den Beweisen der Anhänglichkeit und der Freundschaft. Hauptsächlich von den Chawerim, – aber auch viel von den

Menschen der R.V., mit denen er zusammenarbeitet. – Am Nachmittag sind wir alle zu einer Feier eingeladen, die die Jüngeren-Gruppe in Berlin zum Geburtstag veranstaltet. Es sind in dem kleinen Zimmerchen, ganz draußen im Norden, vielleicht fünfundzwanzig Chawerim. Im Mittelpunkt der Feier steht eine kleine, gesprochene Szene. Überaus geschickt zusammengestellt, ein Wunschtraum für künftige Zeiten, in dem die Araber den Juden freundschaftlich Transjordanien überlassen. – Für Stunden ist man, mitten im Brennpunkt der größten Gefahren, herausgehoben aus diesem Leben der Hetze und ganz dort, in der Freiheit. – Durch die jedesmal neu zu überwindenden Schwierigkeiten ist für die Chawerim in Berlin jedes Treffen ein neues Erlebnis, das verbindet sie untereinander sehr fest. – Und als Seew und ich wieder nach Neuendorf zurückkommen, denken wir, daß wir es fast zu gut und zu leicht hier draußen haben. Man braucht vielleicht wirklich erst so etwas wie einen Drahtverhau zwischen den einzelnen Baracken, um den Wert des täglichen Lebens in einer Chewrah immer ganz bewußt zu empfinden.

Aber da kommt auch schon eine neue Welle von Verhaftungen und Evakuierungen, die diesmal auch uns berührt, – Steckelsdorf bekommt den Bescheid, daß innerhalb von zwei Tagen die Belegschaft zur Evakuierung gebracht werden wird. Ein Teil der Chawerim, die für die optischen Werke arbeiten, sind reklamiert. Unter ihnen auch Kurt Silberpfennig. Die anderen werden noch dableiben, es ist immerhin eine kleine Frist, aber Kurt als verantwortlicher Madrich wird mitgehen. – Ihre Abschiedsworte sind sehr zuversichtlich: Noch aus der Bahn bekommen wir eine Karte, abgestempelt hinter Breslau. Sie schreiben, daß sie in »Richtung Auschwitz« fahren. Dann haben wir nie wie-

der etwas von ihnen gehört. Auch in den Karteien von Auschwitz konnte ich keinen von den mir namentlich bekannten finden, noch haben unsere Chawerim während der Lagerzeit oder auch nach der Befreiung etwas von irgend jemanden von ihnen gehört. Nur ein erschütterndes Zeichen fand ich. Als wir in der SS-Wäscherei in Auschwitz arbeiteten, brachte mir eines Tages eine Chawerah aus der SS-Wäsche eine Unterhose, die mit dem vollen Namen: Kurt Silberpfennig, gezeichnet war.

Wieder geht das tägliche Leben weiter, immer noch. Von Berlin die Nachrichten werden immer beunruhigender. Die erste größere Anzahl von den Beamten der R.V. ist verhaftet worden. Man hatte morgens am Eingang gewartet und alle die festgehalten, die später als fünf oder zehn Minuten nach dem offiziellen Arbeitsbeginn kamen. – An diesem Morgen kam Alfred, der noch irgendetwas zu erledigen hatte, eine dreiviertel Stunde später, – fünf Minuten, nachdem die Gestapo das Haus verlassen hatte.

Inzwischen war auch der Sommer vorüber und es war Herbst geworden. Die hohen Feiertage begingen wir ernst, aber mit einer solchen Inbrunst, wie wohl nie zuvor. Und immer noch war es für uns fünf Minuten vor Zwölf. – Doch wir atmeten immer schwerer, man spürte, wie die Katastrophe immer näher kam. – Transport auf Transport ging von Berlin ab. Jetzt waren schon viele Chawerim dabei. Alfred machte fast dauernd, zu seiner übrigen anstrengenden Tätigkeit, auch noch Dienst in den Sammellagern, in denen die zur Evakuierung kommenden Menschen für einen Zeitraum von einem Tag bis zu zwei Wochen, manchmal auch noch länger, gesammelt, von der Gemeinde noch etwas notdürftig ausgerüstet und gepflegt wurden. So hatte Alfred auch Gelegenheit gehabt, die Steckelsdorfer

Chawerim vor ihrem Abtransport noch zu sprechen. Und er war sehr froh über die sichere, ruhige Kraft, die von dieser Gruppe ausströmte und auch die anderen mittrug. Ich konnte in all der Unrast doch noch einmal Alfred in Berlin sprechen. Damals war er sehr vergnügt über das Schild, das außen an seiner Bürotür hing: »Altinventarverwertungsstelle«. Er fühlte sich sehr sicher mit dieser Tarnung. Und lächelte nur wieder sein altes: »mir kann doch nichts passieren«, als ich ihm sagte, wie besorgt wir dort draußen um ihn seien.

Einige Wochen später kam die Nachricht von seiner Verhaftung. Dann war es wieder Chanukkah. Und nach ein paar Tagen wußten wir: Alfred ist ermordet worden. »O, unauslöschlich unsrer Tränen Fluß . . .«

Die letzte Epoche unseres Lebens in Deutschland. – Die Arbeit in Berlin lastet vollständig auf Sonja, der Lotte Kaiser und Arthur zur Seite stehen. Es ist fast übermenschlich was Sonja, die selber recht krank ist, in diesen Tagen leistet. Vor allem muß gesichtet werden, was noch an Material in Alfreds Büro und Privatbesitz war, und das meiste wird vernichtet. – Die Zentralarbeit, wenn man es überhaupt noch so nennen kann, muß noch stärker als je von Paderborn und Neuendorf aus geleistet werden. Einen neuen Rosch Hanhagah des Bundes gibt es für uns nicht. Offiziell übernehmen die Arbeiten Herbert, Seew und Lotte zusammen.

Ludwig schreibt aus Paderborn: Wir werden von jetzt an jeden Erew Schabbat³³ um achteinhalb Uhr gemeinsam ein paar Minuten aller Chawerim, die nicht mehr mit uns zusammen sind, der Lebenden und der Toten, gedenken. Tut Ihr es auch! Und jeden Freitag Abend von da an haben die

Chawerim unserer Chewrah, gleich ob man beim gemeinsamen Abendessen im großen Speisesaal in Neuendorf noch saß, oder später Nachtschicht in der SS-Wäscherei machte, oder auf einem der elenden Transportmärsche irgendwo auf den brennenden Straßen durch Deutschland zog, oder noch später, einsam, das erste Mal wieder frei, am Abend durch den frühen Sommer ging, – immer haben wir diese eine Minute dem Andenken unserer entfernten Chawerim geweiht und wußten, daß alle, die zu uns gehören, sich in diesem Gedenken treffen.

Wir gehen noch einmal, mit aller Intensität, an die letzten Vorbereitungen. Jetzt stehen unsere Rucksäcke wirklich fix und fertig gepackt, gezeichnet, der Reihe nach auf dem Boden, so daß jeder seinen auch im Dunkeln greifen kann. Die Kleider, die wir zum Transport anziehen werden, tragen wir schon seit einiger Zeit nicht mehr.

Martin kommt von einem kurzen Aufenthalt in Berlin zurück. Er ruft Herbert und mich, sagt, er würde uns eine Fahrterlaubnis nach Berlin besorgen, wir müßten beide unbedingt noch ein oder zwei Tage zu Sonja fahren. – Näheres will er uns nicht sagen. Wir fahren voll ängstlicher Erwartung und treffen Sonja, wie sie vollkommen bereit zum Aufbruch ist. Und jetzt erfahren wir, was vorläufig noch nicht offiziell mitgeteilt werden darf: am nächsten Morgen wird Paul Eppstein, Leiter der R.V., nach Theresienstadt gehen. Mit ihm seine Frau Hedwig, zwei Sekretärinnen und – als besondere Vergünstigung, die beste Freundin von Hedwig: Sonja! – Wir sind überglücklich – Theresienstadt wird eine Betätigungs- und damit auch eine Lebensmöglichkeit für Sonja haben. In einem der Arbeitslager, auch so, wie wir sie uns damals vorstellten, wäre sie mit ihrer schwachen Gesundheit sicher kaputt gegangen. –

Und dann griff uns dieser Abschied doch schwer ans Herz. Mit Sonja ging die letzte warme, persönliche Bindung an die alte Zeit, die alte Arbeit, an Alfred. Und ein Mensch, der für jeden ein mütterliches Verständnis und eine große Liebe hatte. – Je schwerer alles wurde, umso tröstender hatte man ihr Dasein empfunden. Aber wir mußten froh und glücklich sein und dankbar, daß sie unter diesen Umständen gehen durfte. – Und so wurde auch dieser Abschied uns unvergeßlich durch die Leichtigkeit bei aller Tiefe, durch eine echte Heiterkeit und Ruhe in dem sicheren Bewußtsein: man wird füreinander da sein, man wird, auch wenn man durch weite Räume getrennt sein sollte, wissen: der andere steht auf seinem Posten für uns alle.

Und Lotte übernimmt, so jung sie ist, die gesamte Verantwortung für die Berliner Arbeit. Von den älteren Chaweroth stehen ihr einige zur Seite. Aber wie lange noch.

Am Schabbat früh, es ist Ende Februar, kommt ein Telefonanruf, daß Winkel und Scaby fortgehen. Genau eine Woche später die Nachricht von der ersten, großen sogenannten »Fabrikaktion« in Berlin. Man hatte aus fast allen Betrieben die Juden, so wie sie an ihrem Arbeitsplatz gestanden hatten, ohne jede Ausrüstung unter sehr schlimmen Bedingungen zu den verschiedenen Sammellagern gebracht. Unter ihnen waren auch Lotte und fast alle der übrigen Chawerim.

Und wieder eine Woche später, wir fürchten fast, als wir am Mittag von der Arbeit nachhause kommen, nach den neuesten Ereignissen zu fragen, die Meldung: Paderborn wird evakuiert. – Besprechung in der Maskiruth: Soll unsere Chewrah sich melden und mitgehen? – Resultat: Nein! Man darf nicht vorgreifen. Man darf auch nicht verantworten, daß die Aufmerksamkeit der Gestapo auf Neuen-

dorf gelenkt wird, denn es gibt ja auch außer uns noch Menschen dort!

Heute weiß ich, daß, wenn wir mit ihnen zusammen gegangen wären, keiner von uns wahrscheinlich am Leben sein würde. Auch nicht, wenn wir am ersten Termin, den die Gestapo uns gesetzt hatte, nämlich eine Woche nach ihnen, evakuiert worden wären. Aber die Forstverwaltung, unter der ein Teil der umliegenden Arbeitseinsätze arbeitete, die zum Transport an Neuendorf angeschlossen werden sollten, hatte uns noch einmal für vier Wochen reklamieren können, bis die wichtigsten Anpflanzungen beendet sein würden. – Wir waren froh, daß auch die beiden jungen Chawerim, die, nach der Ablehnung des dritten, nun die »Chewrah Templitz« bildeten, mit uns zusammen gehen konnten. – Doch ich will nicht vorgreifen. Vorläufig spielen sich die Geschehnisse immer noch in einem Nacheinander ab, auch wenn schon alles mit einer ungeheuren Schnelligkeit aufeinander folgt.

Ein letztes Telefongespräch mit Ludwig. Herbert, Seew und ich sprechen mit ihm. Es ist nicht mehr viel zu sagen zwischen uns. Zum Schluß geht Bernd an den Apparat – er ist von den Madrichim und der Chewrah gemeinsam als Madrich erwählt worden. Im Grunde ist das nur der äußere Ausdruck noch für eine Stellung, die er während der ganzen letzten Zeit eingenommen, und für eine Arbeit, die er seit langem geleistet hatte. – Noch jetzt höre ich Ludwigs ruhiges, überzeugendes: »Lehitraot be arzenu!«³⁶ – Und wieder ist unser Leben um die erreichbare Nähe eines Freundes und vieler Chawerim ärmer geworden.

Wir erhalten eine Karte, vom Zug aus geschrieben und auf die Geleise geworfen: Richtung: Auschwitz! Ludwig schreibt: Ernst, aber voller Zuversicht, fahren wir unserem

Schicksal entgegen. – Als wir zwei Monate in Auschwitz waren, konnten wir, nach langem Suchen, erfahren, daß Ludwig noch lebte. Es ging ihm recht schlecht, lange Krankheit, schwerste Arbeit. Wir kannten damals noch nicht die Möglichkeiten, um ihm zu helfen. Es wäre auch schon zu spät gewesen. Nur schreiben konnte ich ihm noch, ein paar zuversichtliche Worte. – Wenige Zeit später hörten wir, daß man ihn aus dem Krankenbau, schwach zwar, aber bei vollkommen klarem Bewußtsein, auf den Wagen, der die Menschen zur Vergasung brachte, wie ein Stück Holz geworfen hatte, – da er sich weigerte, allein hinaufzusteigen. – Ein früherer Chawer aus Winkel, anscheinend der einzige Überlebende, erzählte mir später, als wir zufällig gemeinsam arbeiteten, wie Ludwig in der ersten Zeit mit ungeheurer Energie alle Chawerim gesammelt und neu belebt hatte, wie er versuchte, durch Diskussionen, Besprechungen, Feiern sie in der Beschäftigung und Vertiefung mit unseren Fragen abzulenken von der grausamsten Not der Alltage. Aber noch sind wir in Neuendorf. Die letzten drei Wochen, die wir noch hier sein können, werden wir nun, da alle äußersten Dinge so gut wie möglich vorbereitet sind, – noch einmal ganz in Ruhe beisammen sein. Die Arbeit auf den Außenstellen haben wir größtenteils bereits aufgeben können. – Wir treffen uns zu einer letzten feierlichen Bundes-Moezah. Ganz intensiv arbeiten wir noch einmal. Zuletzt schreiben wir gemeinsam an Nathan und die anderen Chawerim. Und sind sehr froh, als zwei Tage vor dem Aufbruch noch ein letztes Abschiedswort von Nathan kommt, das wir mit auf den Weg nehmen können.

Wieder gibt es die verschiedensten Gerüchte und Mutmaßungen. Vielleicht wird eine kleine Gruppe, die für die Erhaltung des Betriebes unbedingt notwendig ist, vom Be-

triebsinspektor reklamiert werden können. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Mischlinge vorläufig noch dableiben können. – Wie soll die Chewrah sich dazu stellen? Selbstverständlich wollen die betreffenden Chawerim mit der Chewrah zusammenbleiben. Aber der Beschluß der Chewrah heißt: Wer die Möglichkeit zum Bleiben hat, bleibt! Ebenso, wie auch zwei Chaweroth, deren Eltern nach Theresienstadt gehen, mit diesen dorthin evakuiert werden.

Am 7. April kommen die Listen. Es sind alle aufgeführt, nur die Mischlinge nicht, das sind vier Chawerim und eine Chawerah von uns. Außerdem bleibt Martin Gerson mit seiner Familie, der später nach Theresienstadt gehen wird. – Und von diesem Augenblick an sind wir dadurch, daß nun endlich die Entscheidung gefallen ist, wie erleichtert – fast heiter und ein wenig abenteuerlustig. – Die Transportgruppen werden zusammengestellt. Jeder bekommt seine Nummer. Die erste in dieser langen Reihe der Nummern, die für uns eine Zeit lang den Namen und alles andere Persönliche ersetzen mußten. Die Kontrollen setzen ein, Geld und Wertsachen müssen abgegeben werden. Vordrucke werden unterzeichnet, in denen steht, daß wir uns staatsfeindlich betätigt haben, daß wir deshalb zur Aussiedlung kommen und unser gesamtes Besitztum in die Hände des deutschen Reiches übergeht. – Das alles berührt uns überhaupt nicht. Es ist der letzte Abend, den die Chewrah gemeinsam in ihrer Baracke in Neuendorf verbringt. Draußen hat die Gestapo überall Wachtposten aufgestellt. Wir dürfen uns nicht außerhalb des Hofes bewegen. Aber wir treten an zu einem letzten Mifkad. Noch einmal alle in Blau-Weiß. Wir singen und die Degalim werden hereingetragen, das eine ist sehr klein geworden, von dem anderen fehlt das Herzstück. Und dieses, mit dem fehlenden Herz-

stück, ergreift Herbert und teilt es in zwölf Teile, die er an drei Chaweroth und vier der tragenden Chawerim, an die vier Madrichim und an den Chawer, der die Verantwortung für die Zurückbleibenden übernimmt, verteilt. Den Teil des Degel, den ich erhielt, trage ich noch heute auf meinem Herzen, durch alle Leibesvisitationen, Kontrollen, Fieberphantasien von Auschwitz hindurch versteckt, – aber es gibt Zeiten, in denen ich denken muß, wie sinnlos es ist, daß nur dieser Teil, wie ich es nun hoffen darf, einmal wieder zum Herzstück zurückkehren wird, der eine Teil, der ohne die anderen alle nie mehr zu einem Ganzen werden wird. – Doch ich muß ihn weitertragen und hinbringen, weil ich es einmal versprochen habe und weil mich diese Verpflichtung immer weiter treiben wird.

In der Nacht arbeiten wir noch an unserem Kalender, den wir in einem winzigen Format zusammengestellt haben, mit deutsch-hebräischen Daten, allen großen Gedenktagen und auch allen Tagen, die der Chewrah wichtig sind. Jeder Chawer soll diesen Kalender bei sich haben. – Dann ordnen wir zum letzten Male noch unser Büro, – wir haben sehr an diesem kleinen Raum gehangen, – er hat viel miterlebt. Sehr viel Schweres. Und manches Schöne.

Am nächsten Morgen geht alles sehr rasch. Schnell muß das Gepäck aus den Baracken herausgebracht werden, schnell muß man sich zur Kontrolle anstellen, – später sammelt man sich wieder im Hof, ein letztes Essen in Eile, der Rest des Proviantes wird verstaut. Da stehen sie schon die Lastwagen, die uns bis zum Bahnhof Fürstenwalde bringen werden. Kaum hat man Zeit, sich von den Zurückbleibenden zu verabschieden. Gestern Abend haben uns die Chawerim, die nicht mitgehen, eine alte, schöne Bsonimbüchse¹² übergeben. Wann werden wir wieder im Kreis zur Haw-

dalah³⁸ zusammenstehen? Wie viele Erinnerungen uns doch an Neuendorf binden! – Wißt Ihr noch, wie schwer wir uns einlebten? Und die Gespräche im Gewächshaus? Und die Abendspaziergänge? Und die Ausgestaltung des Chewrah-Raumes? Und die Jomim Noraim³⁹? – Und das Spiel zum Jom Hazofeh über die Dachböden, wo Herbert als stellvertretender Betriebsleiter so ärgerlich sein mußte? Ach, all das liegt seit Ewigkeiten, scheint es, zurück! Da fährt schon das erste Lastauto, voll singender Menschen, durch das Hoftor. – Und jetzt kommt unseres – es schaukelt und stampft, – der Weg sieht heute so fremd aus. – Wie ruhig es jetzt dahinten liegt, das Schloß mit dem Turm und der ewig stehenden Uhr. – Da hinten liegt unsere Insel . . .

Als wir in Fürstenwalde in den Zug steigen, geht wieder alles ganz schnell und reibungslos. Unser Chawer Berak ist mitgekommen bis hierher – und als langsam der Zug abfährt, steht er immer noch da, dann läuft er mit und winkt, so lange man ihn sehen kann.

In Erkow wird umgestiegen! – Ein Haufen der jüdischen Ordner steigt zu uns, die sich mit unserem Gepäck befassen. Und zum ersten Male SS-Männer, die schreien und befehlen – das ist ein Ton, den wir noch gar nicht kennen und der uns einen kleinen Vorgeschmack von dem Kommenden zu geben scheint.

In Berlin aussteigen! In Kolonnen antreten! Wir marschieren durch die Straßen, vor, neben, hinter uns: Bewachung. Die Berliner scheinen an Bilder dieser Art gewöhnt. Wir biegen in die Große Hamburgerstraße ein. Und dann in das Haus, dessen große Tore sich öffnen, um sich hinter den letzten von uns wieder zu schließen. – Damit wir auch ganz sicher wissen: Wir sind jetzt »Inhaftiert«.

Wir steigen Treppen empor, an Korridoren vorbei, die

mit Gittertüren abgeschlossen sind, hinter deren Stäben sich Menschengesichter pressen, die uns neugierig beobachten. – Es läuft einem ein bißchen kalt den Rücken hinunter. – Wir beziehen unsere Zimmer. Die Chewrah wohnt in vier Räumen nebeneinander auf dem einen Flur. Wir sind am Freitag nachmittag angekommen, am Abend singen wir in allen Räumen: Schir Hamalot!⁴⁰

Seltsame Atmosphäre, die in diesem Haus herrscht. Mischung von hoffnungsloser Verzweiflung und ein wenig Sarkasmus, von einem letzten Auflodern des Lebenwollens, und einer Begierde, noch einmal alles auszukosten, was dieses Leben bieten konnte. Eine Art »Zauberberg«. Und dazwischen stehen jetzt wir, mit unserer vielleicht ein wenig zu bewußt zur Schau getragenen Kraft und Sicherheit und unserem Wohlgerüstet-Sein. Am Morgen machen wir unseren Appell auf dem Flur, die Kommandos schallen durchs Haus. Wir machen Frühsport, nachdem wir die Erlaubnis dazu von dem für uns verantwortlichen SS-Chef bekommen haben, in dem kleinen Garten, der zum Haus gehört. – In dem wir außerdem jeden Tag eine halbe Stunde, zwei und zwei hintereinander, spazieren gehen dürfen. Und an dem angrenzend der kleine, alte Friedhof liegt, in dem sich das Grab Moses Mendelsohns befindet. – Es mutet einen an wie eine Art tragischer Ironie. Einmal machen wir dort unten auch einen ganz offiziellen Singkreis, wir singen unsere Lieder und die Gestapo hört zu, und wenn sie es verstehen, dann lächeln sie vielleicht über diese Toren, die in dieser Situation singen: »Wir formen ein neues, starkes Geschlecht! Wir fordern die jüdische Ehre! – Wir kämpfen für Freiheit, Gleichheit und Recht!« Und Abend für Abend sitzen wir eng nebeneinander auf unserem Gang und singen. – Manche von den anderen kommen dazu und hören

mit, – die anderen tanzen und amüsieren sich im unteren Stockwerk.

Ein großes Erlebnis für uns ist, daß wir eine Gruppe von polnischen Chawerim treffen, die hier sozusagen auf Durchgangsstation sind. Wir haben ein paar Unterhaltungen miteinander, sie erzählen uns von ihrem Leben und ihrer Arbeit. Es macht uns froh, daß wir den Kontakt miteinander gefunden haben – wir hatten ja immer auf die »Berührung mit dem Ostjudentum« gewartet. – Auf unsere Chewrah wirkt die Atmosphäre der Großen Hamburger Straße in eigener Weise. – Man ist weicher, vertrauter, offener, einer dem andern gegenüber. Vieles wurde gesagt, was im alltäglichen Leben aus Scham – oder auch nur aus Mangel an Zeit – nicht ausgesprochen war. – Das war gut so, denn es band uns noch fester.

Am Freitag abend machen wir einen Oneg für alle: We af al pichen!⁴¹ – Der große Raum im ersten Stock, auf den die Flure münden, ist ganz voll Menschen. Und sie sind alle beeindruckt. – Als Abschluß die Worte aus dem alten Sprechchor, den wir zur letzten Bundesmoezah, noch in Neuendorf, gesagt haben, die wir später Alfred als Versprechen in das »Ahrensdorfer Bilderbuch« geschrieben haben und die uns jetzt wieder einfallen:

Wir sind die Letzten hier
Und müssen überstehen,
Soll unsre Jugend nicht
Sinnlos verloren gehn!
Jeder an seinem Platz,
Auf dem bereit er steht,
Bietet Verspruch und Gewähr,
Daß nichts verloren geht!

Nichts, was geschaffen war,
Nichts, was noch leben wird,
Geben wir auf!
Seht uns, wir stehen hier,
Immer zum Aufbruch bereit,
Füllen, mit jedes Tages Pflicht,
Dienstbar dem Werke
Die Zeit. –
Denn wir wissen:
Einmal werden auch wir
In der Heimat sein,
Dann graben unsere Spaten
In unsere Scholle sich ein.
Dann sind wir in des Werkes Bau
Fest eingefügter Stein,
Dann gehen in unseres Volkes Kette
Als ewig kreisendes Glied wir ein.
Wir sind Ahasver nicht mehr,
Der fliehend und weiter gestoßen
Ewig verachtet die Welt durchirrt.
Wir sind schon wieder
Juda Maccabi,
Der sein Volk in die Freiheit führen wird.
Wir sind noch immer
Der Hämmerer
Des alten –
Des ewig jungen
Volkes Israel!
Hoch wollen Deine Fahne
Wir halten,
Unsere Fahnen,
Land Israel!

Man deutet uns an, daß wir voraussichtlich am nächsten Montag fahren werden. Montag abend ist der erste Seder-Abend. Grausam nahe ist das Fest! – Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Noch eine letzte Hawdalah. Diesmal stehen mit in unserem Kreis die drei Mütter von Chawerim, die mit uns gehen werden, und einige der älteren Neuendorfer, die sich uns angeschlossen haben. – Und am Sonntag früh werden wir alle in unsere Zimmer eingeschlossen: Gepäckkontrolle! – Sonntag abend, da die Kontrolle vorbei ist und wir die Zimmer verlassen können, versammeln wir uns zu einem vorgelegten, ersten Seder. Auch die polnischen Chawerim sind dabei und es gibt einen Brocken Mazzah⁴² für jeden von uns. – Wenn wir nur zusammen bleiben können – das ist die Sehnsucht, die uns in diesen Tagen am stärksten bewegt. Wenn nur nicht die Chawerim und Chawerim getrennt werden! Das ist unsere große Angst. – Wir haben uns zwar lange genug theoretisch darüber unterhalten, daß es diese Möglichkeit geben wird, daß auch jeder, selbst wenn er ganz allein ist, sich als Chewrah fühlen soll in all seinen Entschlüssen. Aber wir hoffen doch, daß diese Prüfung uns nicht auferlegt werden wird.

Am Montag ganz früh noch einen letzten Mifkad. Letzte Worte des Glaubens an ein gutes Geschick, des Vertrauens zueinander, des – hoffentlich nicht endgültigen – Abschieds. Ein Händedruck im Kreis. – Dann geht wieder alles sehr schnell. Wir treten an, steigen geordnet die Treppen hinunter, grüßen noch einmal Freunde, die zurückbleiben. Heut hat sich die Tür wieder geöffnet. Davor stehen wieder die Lastwagen. Einer nach dem anderen wird vollgeladen, fährt ab. Richtung Norden.

An einem der Güterbahnhöfe steigen wir aus. Da steht schon ein Zug. Geschlossene Viehwaggons, ganz kleine Fen-

ster. Ein bißchen Stroh auf der Erde. Wir richten uns rasch ein. Auf drei Waggon ist die Chewrah verteilt. Ein Winken zu den andern hinüber. – Martin ist – mit einer Ordnerbinde – mit am Zug. Welch ein gutes Gefühl, ihn hier zu sehn. Ihm geht der Abschied unglaublich nah. – Er hat uns gesagt, wie sehr er sich uns nun verbunden fühlt, wie sehr er uns achtet und dankt für unsere Art. – Was diese Worte für ihn bedeuten, kann nur der ermessen, der ihn kennt. – Die Ordner müssen den Zug verlassen, sie steigen auf ein Lastauto, das sie wieder zurückbringt. Bis zuletzt kann man Martins grauen Kopf sehen. – Dann werden die Türen von außen verschlossen, eine kleine Weile noch, – und der Zug fährt an. –

Draußen blühen die ersten Obstbäume. In dieser Nacht gibt in jedem Waggon einer von uns den Seder – wir erzählen aus der Haggada⁴³, singen die alten Lieder. Und wissen dabei, daß wir selber Haggada erleben. –

Pessach 1943

Grausam nahe ist das Fest,
wie wir's dieses Jahr begehen,
da wir an der Türe schon
mit gepacktem Ranzen stehen.

Was, von alters her, Geschichte,
uns vertraut durch Zeiten Lauf,
richtet sich in unserer Mitte
mächtig drohend vor uns auf.

Nicht mehr Zeichen und Symbole,
da die Wirklichkeit uns packt,

kein Verkleiden und Verschleiern:
Diese Wirklichkeit ist nackt.

Ja, das Brot des Elends essen
wir nun selbst in trüber Hast,
sparen uns den Rest des Mahles
für die Zeiten kurzer Rast.

In die Weisen der Haggadah
– alten Lebens letzter Rest –
dröhnt von draußen schon der Motor.
Grausam nahe ist das Fest!

Kaum schlafen wir in dieser Nacht. – Gegen Morgen, als es eben anfängt, hell zu werden, passieren wir Breslau. – Wir fahren ziemlich rasch. – Und immer, immer die Frage: Wird man uns trennen? – Auch wir sind »ernst, aber voller Zuversicht.« – Durch das kleine Fenster sehen wir, daß die Gegend sich ändert. Viele Bergwerke, trostlos ödes Land. Ab und zu Menschen, die an der Bahn arbeiten. Manche von ihnen mit Judensternen. Viele in den Uniformen von Kriegsgefangenen. Wir fragen sie nach der Richtung, nach dem eventuellen Ziel unseres Zuges. Sie zucken die Achseln. Einer deutet gegen den Himmel. Wir verstehen nichts. – Wir fahren jetzt langsam. Halten einmal. Es ist gegen Mittag, als wir an einem Bahnhof mit dem Schild »Auschwitz« vorbeikommen. Kurze Zeit darauf halten wir wieder. – Dann sieht man, daß ein Waggon nach dem andern geöffnet wird. – Jetzt ist unserer daran. Man springt hinaus. Keine Zeit mehr zum Aufwiedersehn Sagen. Draußen ruft es: Die Männer drüben, – die Frauen hier antreten! Das

gibt einen Stich ins Herz. Dort stehen sie schon, durch alle Geleise von uns getrennt. – Vor uns ein großes Auto. Die SS-Männer rufen: Wer alt ist, schwanger ist, Kinder hat, schlimme Füße hat, zu schwach ist zum Laufen, soll fahren. Darf fahren! So rücksichtsvoll sind sie. – Und die Alten, die Frauen mit den Kindern, die Kranken und die Bequemen laufen hin und klettern auf das Auto. Wenn eins voll ist, fährt es ab und das nächste rollte vor.

Neuer Befehl: Alles Gepäck liegen lassen! Es wird schon nachgebracht werden. – Wir treten an, in Reihen zu fünf. – Die Chaweroth eng zusammen, Hand in Hand, hinter uns die übrigen Neuendorfer. Wir müssen noch einmal an einigen SS-Männern vorbei, die uns scharf mustern, ab und zu nach dem Alter fragen – wer unter vierzehn und über vierzig ist, wer ihnen schwach vorkommt, den schicken sie aufs Auto! Wartet nur, sagen sie, wenn einer sich nicht von den andern trennen will, ihr kommt nachher schon wieder zusammen.

Und wir marschieren, begleitet von Frauen in SS-Uniform und geführt von einem höheren SS-Mann, folgsam in Fünferreihen. Der Weg ist nicht lang. – Wir sehen auf einmal vor uns Stacheldraht, überall Stacheldraht. Wir sehen vor uns ein Riesentor, umlagert von SS-Posten, mit zerrenden, schnaubenden, kläffenden Hunden, und durch dieses Tor ziehen wir ein. Sehr aufrecht, und ohne daß uns eigentlich bewußt wird, daß wir mit diesem Moment das Lager Auschwitz, das Konzentrations- und Vernichtungslager, betreten haben.

Es ist der 20. April 1943 –

(Geschrieben in Neuchâtel-Bex, Schweiz, im Herbst 1945)

Oschatz, b/Leipzig,
den 30. 4. 45

Am Tage nach der Befreiung

Gleich ist es Mitternacht. Alles ist ganz ruhig, ich bin alleine munter. Ich sitze an einem Tisch unter einer Lampe. Es ist Feder und Tinte da und genug Papier zum Schreiben. Ich brauche nur zum Schrank zu gehen, wenn ich etwas essen möchte, und kann mir nehmen soviel und was ich will, – ohne Angst zu haben, daß morgen nichts mehr da sein wird. Dort steht auch eine Kanne mit Wein. In der Ecke steht ein Ofen, – ich könnte ein bißchen heizen, aber mir ist nicht kalt. – Und wenn ich sehr müde bin, dann lege ich mich in mein Bett.

Und das alles ist kein Traum. Es ist kein Traum, in einer unruhig durchschlafenen Nacht auf dem Strohsack, – in einer Scheune, – auf zusammengescharrten Biesen im Wald, – kein Traum im offenen Kohlenwaggon, zum Trost, zur Betäubung sich selber vorgegaukelt. Auch nicht in den Fiebernächten im Revier zwischen all dem Gestank, Gestöhn und Geschrei, zu dritt im Bett, wenn man diesen Schmutzhaufen so nennen kann – erträumt. – Auch kein Traum der kurzen frierenden Rasten im Straßengraben – da war man selbst dazu zu erschöpft. – Es ist kein Traum – es ist ein Wunder, aber es ist wahr.

Ich weiß nicht, ob ich morgen noch hier sitzen kann. Wir haben es ja gelernt, daß jede halbe Stunde, ach, jede Minute, Neues, Unverhofftes bringen kann. Aber wir haben immer und immer wieder erfahren, und gerade in den letzten Wochen, daß alles, wie es kam, für uns zum Guten wurde.

Und darum weiß ich, daß auch, wenn wir aus diesem Schlaffenland fortmüßten, wenn wieder ein härteres Leben beginnen sollte, das doch alles nur ein Schritt näher zum Ziel wäre, ein Schritt mehr auf dem Wege zu unserer Heimat. Denn wenn es nicht so wäre, dann würde ich heute nicht mehr leben. Und dann wäre ich nicht frei geworden. Frei. – Keiner kann das Wort richtig verstehen, der es nicht selbst erlebt hat, was es heißt: Gefangener zu sein (Bei allem Verständnis für innere Freiheit!). Dabei bin ich weiter in dieser so ganz sicheren beglückenden Ruhe, für die ich dankbar bin, unaussprechlich dankbar.

Und jetzt weiß ich nicht, wo ich anfangen soll zu erzählen. Denn erzählen muß ich, nicht nur um zu berichten, auch – vielleicht hauptsächlich – daß ich fertig werde damit, – soweit man es eben verarbeiten kann. Es gibt viele, die mehr gesehen haben und erlebt haben als ich, ich kann alles vielleicht nur von einem ganz kleinen Gesichtskreis aus sehen, aber es sind für mich unendliche Weiten und Tiefen. Ich weiß noch nicht, wo zu beginnen, aber ich weiß, daß ich hier beginnen muß. Ich darf nicht länger warten, ich muß diese erste Möglichkeit in den ersten Minuten der Ruhe ausnutzen. Vielleicht auch, weil grade hier in dieser beglückenden Atmosphäre des Freiseins und der Kameradschaft dieser Männer, die Ähnliches erlebten und wohl mehr als alle anderen mitempfinden können als ehemalige Kriegsgefangene, – weil in dieser Atmosphäre sich alles am leichtesten löst.

Den 5. 5. 45

Ich muß auch das noch sagen: Was es heißt, bei jedem Schritt, den man über die Straße tut, zu spüren: Ich kann gehen, wohin ich will! Gar nichts mehr von dem sich ängstlichen Umgucken nach Posten, Warten auf den Pfiff zum

Appell, vom vorsichtigen In-den-Fünfer-Reihen-Bleiben, vom Weitergetriebenwerden. Nur in den Träumen jeder Nacht ist alles noch voll davon.

Aber dieses Leben hier ist auch so außerhalb jedes normal Bürgerlichen, – so grade ins Gegenteil umgeschlagen, daß man es sich eigentlich genau so wenig vorstellen konnte – wie phantastisch wir uns auch immer die ersten Tage der Freiheit vorgestellt haben mochten – wie unser Leben der letzten zwei Jahre: Und das ist das Schönste von allem, daß man so mitten darin ist, in diesem neuen Leben. – Der »Zauberberg« der Großen Hamburger Straße ist umgekehrt! Dieses »Wir sind die Herren der Stadt«. Diese ritterliche Fürsorge der Männer uns gegenüber, und dieser wütende Haß gegen die andern. – Es ist beruhigend zu wissen, daß unsere Sache in guten Händen ist.

Und trotz allem, diese Unruhe fortzukommen von hier, auch wenn es nur ein paar Schritte mehr zum Bestimmungsort sind. Nichts ist mir in diesen Tagen so klar geworden wie dies: Man braucht ein Heimatland! Jeder dieser Männer, gleich ob er Soldat aus USA oder Kanada, aus Nord- oder Südfrankreich, aus England, aus Holland, aus Serbien, aus Polen, aus Rußland, aus Italien oder aus der CSR ist, – jeder von ihnen ist stolz auf sein Vaterland, jeder von ihnen zeigt Photographien von Frau und Kindern. Und dieser Stolz aufs Vaterland ist das, worum ich sie beneide, und was mich immer fester und fester in meinem Wege werden läßt.

Und nun weiß ich auch, daß ich alles, was ich zu sagen habe, Euch sagen muß, meine Chawerim. Nicht nur denen, die zu unserer engsten Chewrah gehören und von denen wir nicht einmal wissen, wo sie jetzt sind, und an die wir denken, – nein, allen Chawerim, die zu uns gehören und

an die wir denken, wenn die andern von ihrer Heimat sprechen.

Chawerim, bevor ich anfangen, geordnet weiter zu erzählen, muß ich noch einmal hier bestätigen, daß mir immer bewußt sein wird: Es gibt keine andere Antwort für diese wunderbare Rettung, als mit der Verpflichtung für die anderen, die nicht mehr da sind, zu übernehmen.

Den 8. Mai

Seit heute früh um 2.41 Uhr ist Friede. -- Friede -- Schalom -- So unvorstellbar, wie jedes der anderen Wunder, die sich nun begeben haben. -- Und wir leben, und sitzen hier, mit Kriegskameraden und trinken auf den Frieden. Und haben Blumen auf dem Tisch, und vielleicht wird man bald überallhin schreiben können, und dann werden die Freunde draußen erfahren, daß wir noch, trotz allem, daß wir noch da sind. -- Unvorstellbar, immer noch, unvorstellbar -- Frieden! Friede! -- Was kann ich noch mehr sagen, ich kann heute Nacht nicht mehr schreiben. Bis jetzt saßen wir mit dem Kanadier zusammen -- vielleicht wird er bald zu Hause sein. Vielleicht sind wir auch bald zu Hause, -- zu Hause -- -- -- Unmöglich, heute etwas Vernünftiges zu schreiben. Ich gebe mir Mühe, mir diesen neuen Zustand begreiflich zu machen. Aber es ist unbegreiflich. Unbegreiflich, wie eben alles, was in der letzten Zeit mir begegnet ist.

Den 13. Mai

Ich will als Erstes von der letzten Zeit unserer Wanderung erzählen, vom Aufbruch aus Auschwitz ab, weil da noch alles ganz frisch und lebendig ist. Das, was vorher war, ist zwar auch alles noch so neu, wie eben erst erlebt, aber es ist so eine Fülle von Dingen, die außerhalb des täglichen Geschehens liegen und vorläufig noch ganz ungeordnet, so daß ich mich da herein noch nicht traue.

In der Nacht zum 18. Januar haben wir schon nicht mehr gewagt, uns richtig auszuziehen. Die erste jener Reihe von Nächten, die sich fast über fünf Monate erstreckten, da wir Tag und Nacht nicht aus unseren Kleidern kamen. Man hatte doch zu stark das Gefühl, daß in diesen Tagen – oder Nächten – der so lange erwartete und befürchtete Transport abgehen würde (Evakuierung aus Auschwitz). Dabei immer noch die leise Hoffnung, daß die Front so rasch näher kommt, daß wir nicht mehr fortkönnen. Man hatte schon ein halbes Jahr vorher gesagt, in drei oder vier Tagen sind die Russen da! Und wieder und immer wieder haben wir gewartet und später uns vorgestellt, daß sie uns einholen würden auf unserem Marsch, quer durch fast das ganze Reich, – aber man hat uns weiter und weiter geschleppt, bis hierher. Vielleicht waren sie damals wirklich einen Tag nach unserem Aufbruch in Auschwitz. Ich weiß es heute noch nicht. – In jener Nacht also schlief man, im allgemeinen, schon recht unruhig, und ich wachte auf, als Maria mit einer

Taschenlampe in unseren Schlafsaal kam und dabei zu der begleitenden SS-Aufseherin sagte: »Die hätten gar nichts hier zu merken brauchen, wenn die aus den anderen Blocks sich nicht hier versteckt hätten.« Das war es also. Schlaftrunken konnte ich mir dann aus den verschiedenen aufgeschnappten Gesprächsbrocken zusammenreimen, daß bereits in dieser Nacht der erste Transport vor allen Dingen aus den »Verfügbaren« zusammengestellt wurde. Natürlich wurde es unruhig bei uns. Schwestern und Freundinnen von den bereits Registrierten meldeten sich, und Maria (die Blockälteste) und die anderen Verantwortlichen versuchten nach Möglichkeit, die, die noch mitwollten, mitzunehmen. Unten in der Blockführerstube wurde fieberhaft gearbeitet. Ich schlief dann noch ein bißchen, und, ähnlich wie in der letzten Nacht in Neuendorf, überlegte ich: Wann werden wir wieder in einem Bett schlafen? (Wir haben ja inzwischen gelernt, anspruchslos zu sein, denn diese Pritsche kann man ja kaum mit dem Ausdruck Bett bezeichnen.) – Als wir am Morgen zur Arbeit ausrückten – alles, was wir mitnehmen wollten, schon angezogen –, war unten der Transport aufgestellt. Er ging auch, wie vorgesehen an diesem Morgen ab. Uns hielt die uns heute begleitende Aufseherin eine kleine Rede: Man wüßte nicht, ob wir gehen würden, oder nicht, wenn, dann gingen wir alle. Wir sollten keine Angst haben! Oben in der Nähstube setzte ich mich sofort an die Maschine, um für die Chaweroth und mich Taschen zu nähen. Ich hatte keine Ruhe ohne das. Und wie gut, ich hatte die hauptsächlichsten Nähte gerade heruntergesteppt, als von unten her gerufen wurde: Fertigmachen, sofort ins Lager zurück! Auch wenn wir damit gerechnet hatten, daß es losgehen würde, – in diesem Augenblick lief einem so etwas wie ein Schauer über den Rücken. Wir waren rasch

fertig. Es war ein klarer, schneeiger Vormittag, als wir zurückgingen. Unterwegs trafen wir einen alten russischen Zivilgefangenen, der strahlte über das ganze Gesicht, zeigte nach Osten und sagte: Bald! Ich nahm es als gutes Omen. – Im Lager war sehr viel Unruhe. Der ganze Raum vor den Blocks, die Lagerstraße, alles war voll Frauen. Wir fragten sie, woher? Sie sagten zum Teil, aus Birkenau, oder aus dem Männerlager, oder aus Brejinki (Schatzgrube). (Grauenhaft war diese Bezeichnung.) Einige Gruppen waren recht froh, ausgerüstet, andere sahen recht elend aus. Wir waren froh, noch hinaufgehen zu können in unsere Schlafräume, setzten uns auf die Betten und machten unsere Sachen zurecht. Als Letztes habe ich den Leuchter, den die Chawerim uns geschickt haben, geteilt, um die einzelnen Teile den Chawerim mitzugeben. Ich bin traurig, daß wir ihn nicht behalten haben, auch daß wir die Briefe der Chawerim fortwerfen mußten, die ich damals einsteckte. – Mittag! Wir können kaum etwas essen, und wie gut, daß wir damals noch nicht wußten, für wie lange Zeit wir nichts Warmes mehr zu essen haben würden und wieviel Tage später Schnee unsere einzige Nahrung sein würde. – Kurz darauf ein Pfiff, alles antreten. Wir warteten eine halbe Stunde, eine Stunde – kein Mensch, der etwas anordnet, der sich kümmert, nur Polinnen und Ukrainerinnen aus Birkenau, die sich wie wilde Tiere auf die halbvollen Kübel mit Essen stürzten – wir haben nur einen Gedanken: Möglichst nicht mit diesen zusammengehen zu müssen. Wir laufen zwei Stunden herum, irgendwo teilt man Zucker aus, aber wir bekommen kaum mehr etwas, die anderen schlagen sich darum, – wir können es nicht und werden es nie lernen. Sonst haben wir noch keinen Proviant bekommen. Gut, daß wir etwas Brot und Zucker und einige Vitamintabletten vorher geschenkt be-

kommen hatten. Während wir unten warten, überlegen wir immer wieder die Möglichkeiten, vom Transport fortzugehen. Vielleicht sollte man versuchen, zurückzubleiben. Aber wir werden wohl, nach unserem alten Prinzip, abwarten und tun, was der Augenblick eingibt. Jetzt versuchen wir in der Brotkammer, die uns pro Person zustehenden zwei Brote abzuholen. Wir kommen unter Schwierigkeiten hinein, drinnen ist eine vollkommene Unordnung, eine unglaubliche Fülle, Gedränge, Gestöße, Geschrei. Jetzt steigen sie auch noch durch die Fenster! Jeder kann so viel nehmen wie er will – keiner wird der Unordnung Herr. Auch der Blockführer kann nur die Achseln zucken und geht wieder. Eine Aufseherin wirft mit Flaschen in das Gewühl und schlägt dabei einem Mädels ein Auge aus. Da erst wird es etwas ruhiger. Jedenfalls ein Vorgeschmack von dem, was uns erwartet. Und jetzt pfeift es und ruft diesmal sehr energisch zum Anstellen. Es ist sechs Uhr, kein Licht in den Räumen, man könnte gut versuchen dazubleiben, wenn man wüßte, daß nicht mehr durchsucht wird. Man sagt, die Order laute, daß um halb neun alles geräumt sein müsse, da dann die Gebäude gesprengt würden. Die Russen müssen doch sehr rasch näher gekommen sein. Dann gehen wir doch hinunter und schließen uns an. Auch draußen ist es dunkel. Es geht jetzt sehr rasch. Es mag halb sieben sein, als wir durch das Tor gehen. Ich habe das klare, scharfe Bewußtsein, daß dieses Tor und damit das Lager, FL Auschwitz (Das K hat es inzwischen verloren im Laufe des letzten Jahres), nun hinter uns liegt. Und ich höre, wie die Posten von einem zum anderen die Meldung weitergeben: Der Transport läuft.

Pessach 1945

Nun sind wir frei!
Denn noch vor unsren Augen
brach über Pharao das Meer zusammen
und über ganz Mizrajim züngeln rot
und alles fressend des Gerichtes Flammen.

Frei sind wir
und wir können gehen,
wohin uns unsre müden Füße tragen. –
Und sind auf unsrem Wege heimatwärts
doch immer noch gequält von diesen alten Fragen:
Wie lang? Wie weit – ist immer noch der Weg?
Wie lange sind wir noch an fremden Türen
die Bettler, die man mit Almosen speist,
und die im allertiefsten Herzen spüren,
daß man sie immer »unwillkommen« heißt? . . .

Ach, – immer neuer Aufbruch, neues Weiterwandern
und alle alten Ängste in der Nacht:
Das Hetzen, Brennen, Fliehen vor den andern –
Und tastend denkst du dann, wenn du erwacht:
Ja, wir sind frei. – Nur unser Weg ist weit,
die Wüste trostlos, die wir so durchziehen! –
Wir trauern um die ungenützte Zeit,
um Tage, deren Licht umsonst uns schien.
Ja, wir sind frei! Nur unsre Hände sind

gebunden und gelähmt der Schritt.
Doch unsere Sehnsucht fliegt im Sommerwind
und nimmt zur Heimat das Versprechen mit
– neu überprüft, erwogen und gemessen:
»Verdorren soll die Rechte mir,
Jeruschalajim, könnt ich dein vergessen!«

Anhang

Erläuterung der hebräischen Ausdrücke

- 1 Menorah – sieben- oder achtarmiger Leuchter
Menorat-Chanukkah – wird zum Fest der Tempelweihe angezündet
- 2 Chaweroth – Freundinnen (Plural), einer Gemeinschaft angehörig
Chawer – Freund
Chawera – Freundin (Singular)
Chawerim – Freunde (Plural)
- 3 Chewrah – Gemeinschaftlicher Freundeskreis, Angehörige der Bundes-Gruppe
- 4 Alijah – wörtl.: Aufstieg = Auswanderung nach Israel
- 5 Erez – wörtl. Land = Erez Israel
- 6 Mifkad – feierlicher Appell
- 7 Iskor – Zeremoniell zur Erinnerung Verstorbener
- 8 »Im eschkacheh jeruschalajim – tischkach jemini« – wörtl.: Wenn ich dein vergesse – Jerusalem – verdorre meine Rechte!
- 9 Schawuoth – Erntefest um die Zeit von Pfingsten
- 10 Kibbuz – Form der Gemeinschafts-Siedlung in Israel für unsere Bewegung
- 11 Rosch Hanhaga – oberster Leiter
Maskir des Hechaluz – Sekretär der zionistischen Pionier-Jugendbewegung
- 12 S.H. 7 – Illegaler Transport (Sonder-Hachscharah) Nr. 7
- 13 Merkas – Zentrale (der zionistischen Jugendbewegung)
- 14 Madrich – Leiter, Führer
Madrichim – Plural
- 15 Moezah – Treffen zwecks Beratung
- 16 Hachscharah-Kibbuzim – Vorbereitungslager der zionistischen Jugendbewegung in Deutschland
- 17 Hadracha – Leitung (der Jugendbewegung)
- 18 Ju-Al = Jugend Alijah, Altersgruppe der 12–18jährigen innerhalb der »Hechaluz«-Organisation, die in speziellen Umschulungslagern zusammengefaßt waren
- 19 Kibbuz Meuchad – spezielle Richtung des Hechaluz
- 20 M.H. = Makkabi Hazair – Jugendgruppe des Hechaluz mit betont pfadfinderischer Richtung

- 21 Beth Noar – Haus der Jugend, Jugendheim
- 22 Alijah-Schule – Spezielle Schule zur Vorbereitung Jugendlicher für Israel
- 23 Tarbut – wörtl. Kultur
- 24 Oneg-Shabat – Feier zur Einleitung des Shabat am Freitag Abend
- 25 Degel – Fahne
Degalim – Plural
- 26 Chasak – wörtl.: sei stark! (Der Gruß unseres Jugendbundes)
- 27 Agudisten – Angehörige einer streng orthodox-religiösen Gruppe
- 28 »Hatikwah« – wörtl.: Die Hoffnung – Hymne des Staates Israel und früher der zionistischen Bewegung
- 29 »Seu Ziona« – Bundes-Hymne
- 30 Chamishah assar b'schwat, jom hazofim = 15. Tag im Monat Schwat (Februar) – Tag des »Pfadfinders« – wird in Israel als »Neujahr der Bäume« durch Baum-Pflanzen gefeiert
- 31 Maskiruth – Leitung
- 32 Waad – Komitee, Ausschuß der Gemeinschaft
- 33 Pessach – Überschreitungsfest – (z. Z. des Osterfestes) zum Andenken an den Auszug aus Ägypten
- 34 »Seder« – Zeremonielles Festessen zur Einleitung des Pessach-Festes
- 35 Erew Shabat – Freitag Abend, feierlicher Beginn des Ruhetages
- 36 »Lehitraot be arzenu« wörtl.: Auf Wiedersehen in unserem Land
- 37 Bsomimbüchse – Gefäß, das wohlriechende Kräuter enthält, dessen man sich beim Zeremoniell des Übergangs vom Shabat zur Woche bedient
- 38 Hawdalah – wörtl. Trennung. Zeremoniell des Shabat-Ausgangs und Wochenanfangs
- 39 Jamim Noraim – hohe Feiertage
- 40 Schir Hamaalot – Psalm zur Feier des Shabat: »Wenn du uns zurückführst, Herr ...«
- 41 We af al pi chen! – wörtl.: Und trotz allem!
- 42 Mazzoth – das ungesäuerte Brot, das während der Pessach-Woche zum Andenken an den Auszug aus Ägypten gegessen wird
- 43 Haggada – Geschichte der Fronarbeit und des Auszugs aus Ägypten, die zu Pessach vorgetragen wird

Aufstellung der in den Aufzeichnungen erwähnten Personen – in der Reihenfolge, in der sie in den Aufzeichnungen erscheinen

Alfred Selbiger	Oberster Leiter des Bundes »Makkabi-Hazair, Brit Hazofim« (M.H.) in Deutschland, verantwortlicher Mitarbeiter des Palästina-Amtes, speziell für die Auswanderung von Jugendlichen (Jugend-Alijah). – Wurde im Dezember 1942 mit anderen Funktionären als Geisel inhaftiert und erschossen.
Eka – Erika Selbiger	Frau von Alfred. Wurde zur Zeit seiner Ermordung mit Alfreds Eltern zusammen evakuiert und ist umgekommen.
Sonja Okun	Mitarbeiterin von A. Selbiger im Palästina-Amt und für die Jugend-Alijah. Wurde Anfang 1943 nach Theresienstadt evakuiert und ist dort umgekommen.
Ha-Wi – Hans Winter	Ehemaliger verantwortlicher Leiter der Jugend-Hachscharoth (Vorbereitungslager), lebt heute in den USA.
Martin Hirsch	Leitete den illegalen Transport S.H. 6. Nachdem der Transport in Jugoslawien aufgehalten wurde, schloß er sich den Partisanen an und kam dabei ums Leben.
Ludwig Kuttner	War Leiter des Vorbereitungs-Lagers »Paderborn«, wurde mit seiner Gruppe und seiner Familie zusammen im März 1943 nach Auschwitz deportiert, und ist dort einige Monate später vergast worden.
Kurt Silberpfennig	War verantwortlicher Leiter für die religiösen Vorbereitungslager, die zum Schluß in Steckeldorf konzentriert waren und von dort im Laufe des Sommers (?) 1942 zur Evakuierung kamen. Kurt Silberpf. war reklamiert worden für den Arbeitseinsatz, zog es aber vor, mit seiner Familie und den ihm anvertrauten Jugendlichen mitzugehen. Wahrscheinlich sind sie

- nach Auschwitz gebracht worden und dort umgekommen.
- Herbert – Ehud –
Growald Leiter der in Ahrensdorf und später in Neuendorf befindlichen Jugendgruppe. Mit ihr zusammen nach Auschwitz evakuiert, – kam dann über Deutschland nach Israel, wo er heute mit seiner Familie lebt.
- Hans Wendel Gehörte zu den verantwortlichen zentralen Leitern der Jugend-Alijah und war Leiter des Jugendbundes M.H. – War einer der verantwortlichen Leiter des illegalen Transportes S.H. 7. und ist bei der »Patria«-Katastrophe im Hafen von Haifa umgekommen.
- Erich-Ephraim Frank Gehörte zu den zentralen Arbeitern im Palästina-Amt und war einer der verantwortlichen Leiter des illegalen Transportes S.H. 7. Lebt heute in einem Kibbuz in Israel mit seiner Familie.
- Heinz Schwersenz Gehörte zu den zentralen Arbeitern im Palästina-Amt und war einer der Leiter des illegalen Transportes S.H. 7. Lebt heute in einem Kibbuz in Israel mit seiner Familie.
- Martin Gerson War der von der »Reichs-Vereinigung der Juden« in Deutschland eingesetzte und von den deutschen Behörden anerkannte Leiter des Umschulungsgutes »Landwerk Neuendorf«. Wurde mit seiner Familie von dort im Jahre 1943 nach Theresienstadt transportiert. – Von dort aus wurde er nach Auschwitz verschickt, da er sich weigerte, einen Transport für Auschwitz zusammenzustellen. Dort ist er umgekommen.
- Hans Wolfgang
Seew-Cohn War einer der Jugendführer der M.H.-Gruppe, die nach Auschwitz von Neuendorf evakuiert wurde. Ist dort umgekommen.
- Nathan Schwalb-Dror War der Bevollmächtigte der Hechaluz-Bewegung aus Israel, der während des Krieges in der Schweiz saß und von dort aus bemüht war, Kontakt mit den in Europa verstreuten Gruppen aufrechtzuerhalten. Lebt heute wieder in Israel.
- Lotte Kaiser Junge Jugendleiterin, die vor allem in der in

- Berlin arbeitenden Gruppe tätig war, und zum Schluß, nachdem die übrigen leitenden Chawerim nicht mehr da waren, zentrale Arbeit übernahm. – Wurde mit einer der Fabrikaktionen im Frühjahr 1943 deportiert und ist umgekommen.
- Arthur Posnanski Nachdem er erst Jugendleiter auf einem der Vorbereitungslager war, übernahm er mit die zentrale Arbeit in Berlin. Wurde von dort aus evakuiert nach Auschwitz. Lebt heute mit seiner Familie in Tel-Aviv.
- Dr. Paul Eppstein Der letzte verantwortliche Leiter der »Reichsvereiniung der Juden« in Deutschland. Wurde am Anfang 1943 nach Theresienstadt deportiert und ist dort umgekommen.
- Hedwig Eppstein Die Frau von Paul E. – die dessen Schicksal teilte.
- Bernd Oppenheimer Chawer und später einer der Führer der in Neuendorf lebenden Jugendgruppe des M.H. Wurde mit allen zusammen im April 1943 nach Auschwitz deportiert und kam um während des »Todesmarsches« Anfang 1945, nach der Evakuierung von Auschwitz.

Aufstellung der in den Aufzeichnungen erwähnten Orte

Neuendorf	Umschulungs-Gut bei Fürstenwalde a. d. Spree
Ahrendorf	Umschulungs-Gut des M.H. (Makkabi-Hazair-Brit-Hazofim) bei Oranienburg, nicht weit von Berlin
Skaby	Umschulungs-Lager in der Nähe von Berlin
Paderborn	Umschulungs-Lager neben der Stadt Paderborn
Steckelsdorf	Umschulungs-Gut in Schlesien, das den religiösen Bewegungen angehört
Winkel	Umschulungs-Lager für Ältere in der Nähe Berlins
Havelberg	Umschulungs-Gut für Jugendgruppen des M.H. in der Nähe von Berlin
Jessen	Umschulungs-Gut für Jugendgruppen des M.H. bei Landsberg a. d. Warthe
Schniebinchen	Umschulungs-Lager für Ältere bei Landsberg a. d. Warthe
Templitz	Umschulungs-Lager
Polenzwerder	Umschulungs-Lager

Zu diesem Buch

Borinski, Anneliese, jetzt Ora,
Kibbuz Mayan Zwi bei Sichron Jaakow
»Erinnerungen 1940–1943«

72 handgeschriebene Seiten Erinnerungen an das Leben einer Gruppe des Makkabi Hazair in den Ausbildungslagern Ahrensdorf und Neuendorf (Deutschland) und den Transport nach Auschwitz.
Geschrieben im Herbst 1945 in der Schweiz.

I.

Hachscharah – später getarnt als Arbeitseinsatz – Gruppe des Makkabi Hazair. – Alfred Selbiger, Persönlichkeit. – Ein Seminar in Berlin im Frühjahr 1941. – Eingliederung in die »Reichsvereinigung«. – Letztes Aufflackern jüdischen Lebens in einer von der Reichsvereinigung veranstalteten Ausstellung »Jüdische Arbeit«, verhältnismäßig groß angelegt. – Judenstern und Fahrverbote. – Soll man die Eltern in die Evakuierung begleiten? – Soll man ins illegale Leben übergehen? – Teilevakuierungen aus den Lagern. – Chanukkah 1942, Tod von Alfred Selbiger. – 8. April 1943 Deportation vom Lager Neuendorf aus. – Zwischenaufenthalt Sammelstelle Große Hamburger Straße Berlin. – Ankunft in Auschwitz 20. April 1943. – Eine geheime Chanukkafeier in Auschwitz 1943.

II.

Einige Bemerkungen zu der Bedeutung des Manuskriptes:
Es gibt nur sehr wenige ausführliche Schilderungen über das Leben in Deutschland nach Ausbruch des Krieges, und diese wenigen betreffen in der Hauptsache Berlin. Das vorliegende Manuskript, wichtig insbesondere auch durch das Datum der Abfassung (Herbst 1945!), gibt eine außerordentlich anschauliche Darstellung des Lebens einer geschlos-

senen Gruppe des Makkabi Hazair auf den Landwirtschaftsgütern Ahrendorf und später Neuendorf, ihrer Diskussionen und ihrer Gefühle. Darüber hinaus wirft es einige Schlaglichter auf die Arbeit der »Reichsvereinigung der Juden in Deutschland« in Berlin, aus derem leitenden Kreise niemand am Leben geblieben ist. Im besonderen erfahren wir daraus über eine von der Reichsvereinigung noch im Jahre 1941 veranstaltete Ausstellung »Jüdische Arbeit«. Hierüber wird gesagt: »Noch ein letztes Aufflackern jüdischen Lebens in einer verhältnismäßig groß angelegten Ausstellung »Jüdische Arbeit«, zu der die einzelnen Umschulungsbetriebe der R-V. reichliches Material geliefert hatten, vor allem auf handwerklichem Gebiete. Der Hechaluz hatte eine große Kojе für sich, mit Modellen der einzelnen Hachscharah-Kibbuzim und einer Reihe von ausgesucht schönen Bildern von Erez. – Und dann ging es sehr rasch mit der Auflösung der jüdischen Institutionen. Der »Reichsvereinigung« wurden sehr starke finanzielle Beschränkungen aufgelegt« usw. – Die Schilderung enthält außerdem eine Darstellung der Persönlichkeit von Alfred Selbiger, über den in einem später mit Schreibmaschine geschriebenen Zettel, der dem Heft beilag, gesagt ist: »Alfred Selbiger. In den Chanukkahtagen 1942 ist in Berlin der damalige Maskir des Hechaluz und Bundesleiter des Makkabi Hazair mit sieben anderen Funktionären der Reichsvereinigung ermordet worden. Alfred war der Mittelpunkt aller zionistischen und chaluzi-schen Arbeit in Deutschland, die mit der Auflösung des Palästina-Amtes in Berlin illegal und damit immer schwieriger und gefährvoller wurde nach der Auflösung der meisten Hachscharoth waren die übrig gebliebenen Chawerim in drei »Arbeitslagern« konzentriert und versuchten dort, nach Möglichkeit ihre Arbeit fortzuführen. Die Gruppe des Makkabi Hazair lebte im Gut »Neuendorf« bei Fürstenwalde/Spree und natürlicher Weise war der Kontakt mit Alfred von ihnen am stärksten.«

III.

Anneliese Borinski ist in Berlin am 5. September 1914 geboren. Ihr Vater war Dr. Paul Borinski, Chemiker-Hygieniker, bis 1933 Direktor im Hauptgesundheitsamt der Stadt Berlin.

Mutter Alice Rose Borinski, geb. Birnbaum.

Bruder Fritz Schmuël, seit 1939 in Israel, Chawer des Kibbuz Glil-Jam bei Herzliah. Schicksal der Eltern: 1941 nach Norwegen übersiedelt, bei der Besetzung Norwegens durch die Nazis nach Auschwitz gebracht und dort umgekommen.

Eigener Lebenslauf: besuchte das Dorotheen Lyceum und Oberlyceum in Berlin und bestand 1933 das Abiturientenexamen. Von 1934 bis 1937 arbeitete sie in Hamburg in verschiedenen Kinderheimen als Praktikantin und besuchte von 1937 bis 1939 in Berlin die »Jüdische Lehrerbildungsanstalt« geleitet von Dr. Bamberger und bestand dort im Frühjahr 1939 die staatliche Prüfung für Volksschullehrer an jüdischen Volksschulen. Sie unterrichtete in Berlin ein halbes Jahr an verschiedenen Schulen und ging im Herbst 1939 nach dem Hachscharalager »Gut Ahrensdorf« als Madrichah des Makkabi-Hazair und nach Auflösung von Ahrensdorf zu den Gruppen nach Landwerk Neuendorf im Herbst 1941.

8.-20. April 1943 Transport nach Auschwitz.

Verließ Auschwitz mit der Evakuierung von Auschwitz (bekanntlich am 18. Januar 1945), machte dann einen langen Evakuierungsmarsch mit, mit längeren Stationen in Ravensbrück, Malchow und Taucha bei Leipzig und flüchtete dort im April 1945 aus dem Evakuierungstransport.

Im Juni 1945 kam sie mit einem »Buchenwald-Kindertransport« in die Schweiz. Dort arbeitet sie im Continental Office der Jugend-Alijah, in der Schweiz. – Im Juli 1947 wanderte sie in Erez Israel ein und lebt hier im Kibbuz Mayan Zwi.

Schicksal des Manuskripts: Die Erinnerungen sind niedergeschrieben im Herbst 1945 in Neuchâtel-Bex, Schweiz, wie sie selbst am Ende des Manuskriptes in Bleistift hinzugefügt hat. Das Heft wurde 1945/46 durch Nathan Schwalb (anscheinend dem Beauftragten des Hechaluz oder des Makkabi-Hazair in der Schweiz) nach Israel gesandt und der damaligen Maskiruth des Chewer Hakwuzoth übergeben und von dieser später der Verfasserin zurückgegeben.*

Dr. Ball

* Das Manuskript ist mir an »Jad Vashem« überreicht worden. Ora Aloni-Borinski